



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 15, Nr. 8 August 15, 1962

Köln: Bund-Verlag, August 15, 1962

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. August 1962 · 15. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Konferenzpause der Jugend der NGG (siehe Bericht)



DGB zum 13. August: „Die Mauer muß weg!“



Anläßlich der vor einem Jahr – am 13. August 1961 – begonnenen brutalen Abriegelung der Sektorengrenze in Berlin durch das Ulbricht-Regime fordert der Deutsche Gewerkschaftsbund erneut, daß die Schandmauer in der deutschen Hauptstadt endlich beseitigt wird.

Der DGB stellt vor der Weltöffentlichkeit fest, daß die Mauer bereits in der kurzen Zeit ihres einjährigen Bestehens mehr als 50 Todesopfer auf Grund der Schießbefehle Ulbrichts gefordert hat. 17 Millionen deutscher Menschen in Mitteldeutschland sind wie in einem riesigen Konzentrationslager eingesperrt worden. Nichts vermag den verbrecherischen Wahnsinn der Politik Ulbrichts deutlicher zu demonstrieren als die Tatsache, daß deutsche Bauarbeiter mit Waffengewalt gezwungen wurden, sich selbst und ihre Kollegen einzumauern.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund ruft alle Arbeitnehmer im Bundesgebiet und Westberlin auf, sich an der vom Kuratorium Unteilbares Deutschland vorgeschlagenen Schweigeminute am 13. August, mittags 12 Uhr, geschlossen durch Arbeitsruhe und Verkehrsstille zu beteiligen, um damit die untrennbare Gemeinsamkeit mit unseren Landsleuten jenseits der Mauer und jenseits der Todesstreifen zu demonstrieren. Das deutsche Volk wünscht nichts sehnlicher, als in Frieden arbeiten und in Freiheit leben zu können und fordert, daß endlich sein Recht auf Selbstbestimmung anerkannt wird.

„Die Mauer muß weg“, das ist die einmütige Meinung der Millionen Menschen in der Welt, die selbst noch unter der Diktatur schmachten und die Verwirklichung der Menschenrechte erstreben.

„Die Mauer muß weg“, das ist die Forderung des Deutschen Gewerkschaftsbundes, die er zugleich im Namen der niedergehaltenen, zum Schweigen verurteilten Arbeitnehmerschaft Mitteldeutschlands erhebt.

Der brave Postbote und der Birkenholzflug

Nein, der Postbote hat nicht mit dem Pflug aus Birkenholz gepflügt. Wie käme er auch dazu, solch eine berufsfremde Beschäftigung auszuüben. Er und der Pflug haben nur insofern etwas miteinander zu tun, als sie aus demselben Land stammen. Wir werden es gleich kennenlernen.

Der Postbote sieht so aus:

„Er hatte kaum einmal einen Schirm und im Winter keine Handschuhe. Für das ärgste Wetter war ihm von der Natur eine unsichtbare, undurchlässige Haut gegeben. Doch ist's keineswegs so, als hätte der Ehrenwerte ein Getue und Geprahle mit seiner Leistung gehabt. Ich habe noch wenige Menschen gesehen, welche gleich selbstverständlich und heiter ihren Arbeitssack auf Gottes Erdboden herumtrugen... Was für ein Gehalt hatte dieser Mann? Nach verzwickter Ausrechnung eine Woche unter 19 Mark, die andere über 19 Mark... Ich habe ihn nie klagen gehört, dafür sprach er manchmal gern von seiner Kuh und seinem kleinen Enkel... Deutschland, mit welchem getreuen, bescheidenem Menschenmaterial bist du gesegnet!“

Und vom Pflug wird gesagt:

„Der Bauer zimmert ihn selbst aus Birkenholz, die Eisenteile dazu nur holt er sich vom Schmied und die Räder vom Wagner.“

Wie kaum anders zu erwarten, ist der Bauer, der solchermaßen seinen Pflug herstellt, ein deutscher Bauer. Nun wird man freilich sowohl auf den Feldern der Bundesrepublik, wie bei den Deutschen östlich der Elbe, wie in der Landwirtschaft der deutschsprachigen Gebiete jenseits unserer Grenzen diesen Bauern mit seinem selbstgezimmerterem Gerät aus Birkenholz umsonst suchen. Und zur Ehre der Postverwaltung und der zuständigen Gewerkschaft darf wohl auch unterstellt werden, daß wir auch den braven Postboten ohne Regenschirm und Handschuhe und mit 19 Mark Wochenlohn zum mindesten im Bereich der Bundespost nicht mehr antreffen. Dennoch existiert das Deutschland, in dem es so etwas gibt. Wir suchen es umsonst auf der Karte von Mitteleuropa, es liegt überhaupt nicht auf die-

ser Erde, es liegt – im Lesebuch. Dem Postboten begegnen wir, wenn wir in dem Lesebuch für Berliner Volksschulabschlussklassen mit dem verheißungsvollen Titel „Fahrt ins Leben“ blättern. Der Birkenholzflug ist ein dichterisches Erzeugnis, das uns sogar in zwei Lesebüchern für die Dreizehn- bis Fünfzehnjährigen vorgeführt wird. Es ist ein merkwürdiges Land, dieses Lesebuch-Deutschland. Da schreiten die Bauern wuchtigen Schrittes und in dem Bewußtsein, daß Pflügen „eine heilige Tat“ ist, hinter dem selbstgezimmerterem Pflug her, der selbstredend nur von Pferden oder Ochsen gezogen wird. Traktoren gibt es nicht in diesem Deutschland und auch keine Mähmaschinen oder gar Mährescher. Wenn das Korn reif ist, wird es mit der Sense geschnitten, währenddessen die Bauern darüber sinnieren, daß sie mit ihm „Geist und die in ihm bedingte wahrhaft soziale Tat“ ernten. Die Arbeiter im Lesebuch-Deutschland sind zwar arm, aber ehrlich, rührend bescheiden und trotzdem glücklich. Es fällt ihnen nicht ein, um Lohn und höheren Lebensstandard zu kämpfen, und wenn irgendwer so vermessen ist, daran zu denken, daß ein begabter Arbeiterjunge auch einmal höher hinaufkommen, daß er in die weite Welt hinausgehen sollte, dann erklärt die rechtschaffene und vernünftige Arbeitermutter:

„Was soll der Junge in der weiten Welt? Bücher lesen? Kranke Augen bekommen? Andere Menschen mit seinem Wissen quälen? Wenn die Schneestürme kommen, Herr Lehrer, ist nur ein warmer Herd im eigenen Hause gut. Der Junge kommt ins Werk, und wenn er ein geschickter Handwerker wird, so ernährt die Sache ihren Mann und Weib und Kind dazu. Mehr darf niemand sich vom Leben wünschen!“ Wenn es aber hoch kommt, dann ist der Arbeiter ein Held, der täglich auf dem Schlachtfeld der Arbeit (Unfallverhütungsvorschriften gibts im Lesebuch-Deutschland nicht!) sein Leben riskiert. Und dann redet etwa der Vorarbeiter beim Brückenbau so zu sich:

„Soldat Welters, du stehst hier, General über die Arbeitsschlacht, aber ändern kannst du auch nichts am Verlauf, du kannst nur dein Leben, eingesetzt in das Werk, mit dem Leben

deiner Kameraden verbinden! Du kannst nur mit ihnen siegen – oder mit ihnen untergehen!“

Ihr meint, das klinge verdächtig nach Nazi-Deutschland? Da seid Ihr auf der richtigen Spur; dieses Heldenlied vom Brückenbau, verfaßt von Heinrich Lersch, ist zum erstenmal 1940, also in der Hitlerzeit, in einem „Deutschen Lesebuch für Volksschulen“ erschienen. Aber ein Arbeitskreis Berliner Lehrer, der sich daran gemacht hat, unsere Schullesebücher einmal kritisch zu mustern, und dessen Bericht unsere Beispiele entstammen, hat es noch im vorigen Jahr in fünf von elf untersuchten Lesebuchwerken gefunden. Und dazu bombastische Schilderungen wie diese:

„Durch Nebelbänke sehen wir den Gang der Schlacht: Eisen spritzt und sprüht wie Flammenwerfer, Menschen wühlen Rinnen auf wie Schützengräben...“

Und so etwas soll nun Vorbereitung auf die Arbeitswelt sein. Glaubt Ihr, Ihr „aufwärts“-Leser, die Ihr selbst als Lehrlinge, als junge Facharbeiter, als kaufmännische und technische Angestellte in dieser Welt tätig seid, daß man so darauf vorbereiten, so darüber informieren kann? Ich glaube es nicht. Ich halte dieses Lesebuch-Deutschland für ein genauso verlogenes Gebilde, wie die „Welten“ es sind, die von den Heimatschnulzen- und Traumfabrikanten produziert werden. Vielleicht sagt Ihr: „Das nimmt ja doch keiner ernst.“ Darauf wäre zu antworten: „Hoffentlich!“ Würden die Fünfzehnjährigen in Berlin das ihnen vorge-setzte Postboten-Leitbild ernst nehmen, würden ihre Altersgenossen in Oberhausen und Duisburg sich von dem PK-Bericht über die Hochofenschlacht gruselig machen lassen, dann hätte die Post in Berlin noch ärgere Nachwuchsprobleme und die Gutehoffnungshütte bekäme kaum noch Lehrlinge. Wenn so etwas aber nicht ernst genommen werden kann, warum wird jungen Menschen, die doch auf das Leben vorbereitet werden sollen, von Literaten, die durchweg ihre große Zeit während des Dritten Reiches hatten, eine Arbeitswelt vorgehalten, die es nicht oder nicht mehr gibt? Vielleicht

der Gesinnungen, der Denkweisen wegen, die von den Lesebuch-Prachtmenschen dieser Lesebuch-Welt vorexerziert werden? Ach ja, man könnte sich schon denken, daß es heute, daß es in der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1962, Leute gibt, denen solche bescheidenen Postboten, solche „vernünftigen“ Arbeitermütter, solche heldischen Vorarbeiter ganz nach dem Herzen modelliert sind. Und da liegt auch die Gefahr. Gesinnungen, Wertungen gehen in Kinder, in junge Menschen ein, ohne daß sie es gewahr werden. Zudem ist der Schwindel, sind die Verfälschungen der Wirklichkeit ja auch nicht immer so handgreiflich, daß es jeder auf Anhieb merkt.

Wenn Ihr auch der Meinung seid, daß falsche Weltbilder – mögen sie nun gutgläubig oder aus unlauteren Absichten geschaffen werden, – nicht in Schulbücher gehören, dann helft mit, sie auszumerzen. Unterstützt die Arbeit der weltaufgeschlossenen Lehrer, die sich um die Schulbücherreinigung bemühen! Seht Eure eigenen Bücher und die Eurer Geschwister durch und achtet zunächst einmal darauf, was darin über die Arbeitswelt, also über Betriebe, Berufe, Arbeitsvorgänge, Arbeiter, Meister, Unternehmer, Gewerkschaften, Wirtschaft, Wirtschafts- und Sozialpolitik, gesagt wird. Und wenn Ihr etwas findet, was Eurer Meinung nach nicht stimmt, oder wo Ihr Zweifel habt, dann schreibt es ab und schickt es an die Redaktion des „aufwärts“. Ein andermal wollen wir uns damit beschäftigen, wie die Länder und Menschen der fernen Welt, wie Indien, Afrika, Südamerika, in unseren Schulbüchern erscheinen. Auch da werden wir finden, daß manche Schulbuchverleger und -autoren die jüngsten zwanzig oder gar fünfzig Jahre verschlafen haben, genau wie jene, die uns den Birkenholzflug und den braven Postboten präsentieren.

Auch Schulbücher sind Menschenwerk, man muß sie kritisch lesen.

Cato



SOLIDARITÄT Aktion der deutschen Gewerkschaften für die algerischen Gewerkschaften

Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes hat als Ausdruck der internationalen Solidarität und zur Förderung des kollegialen Verhältnisses zwischen den Arbeitnehmern von Algerien und der Bundesrepublik eine Solidaritätsmarke zugunsten der mannigfaltigen und schwierigen Aufbauarbeiten der Algerischen Gewerkschaft (UGTA) ausgegeben.

Die Kollegen in Algerien begrüßen es, daß ihre deutschen Kollegen sie in ihrer Aufbauarbeit bei der Beseitigung der Not, die die algerischen Arbeitnehmer und ihre Familien durch den jahrelangen Krieg erleiden mußten, unterstützen.

Die maßgebenden Gewerkschafter Algeriens erwähnten wiederholt, daß sie großen Wert auf den Vertrieb in den Betrieben und Büros legen, weil dadurch die deutschen Arbeitnehmer auf die algerischen Probleme aufmerksam gemacht werden.

Die Solidaritätsmarken werden von den Gewerkschaften zum Preise von 20 Pf das Stück verkauft.

Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes erwartet, daß sich alle Gewerkschaftsmitglieder an dieser Aktion beteiligen. **Übt Solidarität!**

Schutz der Demokratie ist Aufgabe des DGB

Der Bundesausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes hat auf seiner Sitzung am 24. Juli 1962 in Düsseldorf folgenden Beschluß gefaßt:

Bei Gefährdung der demokratischen Grundordnung oder der demokratischen Grundrechte sowie bei Gefährdung der unabhängigen Gewerkschaftsbewegung ist es Aufgabe des Deutschen Gewerkschaftsbundes, zu einem allgemeinen Streik aufzurufen.

Die deutschen Arbeitnehmer, ihre Gewerkschaften und der Deutsche Gewerkschaftsbund sind berechtigt und verpflichtet, notwendigenfalls mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln für die Erhaltung des freiheitlichen, demokratischen und sozialen Rechtsstaates einzutreten.

Nur dort, wo die Demokratie sich frei und sozial entfalten kann, gibt es eine freie, unabhängige Gewerkschaftsbewegung; wie es nur dort, wo eine freie, unabhängige Gewerkschaftsbewegung wirken kann, eine Demokratie gibt.

Vorstand des IBFG fordert Freilassung Heinz Brandts

Die sofortige Freilassung des westdeutschen Gewerkschaftsjournalisten Heinz Brandt, der im vorigen Jahr in die Sowjetzone verschleppt und vor kurzem in einem Geheimverfahren zu 13 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, forderte der Vorstand des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften (IBFG) auf seiner Berliner Tagung am 3. und 4. Juli 1962. Der Vorstand bekundete seine Entrüstung vor allem über die Verschleppung Brandts bei der Erfüllung eines gewerkschaftlichen Auftrags, über die ihm zuteil gewordene Behandlung und über die „unerhörte“ Strafe, zu der er verurteilt wurde.

Im vorigen Jahr unterbreitete der IBFG den Fall Heinz Brandt dem Sekretariat der Vereinten Nationen und erhob Anklage wegen Verletzung der Menschen- und Gewerkschaftsrechte. Später reichte er beim Internationalen Arbeitsamt eine Beschwerde gegen die Sowjetunion ein, da sie die für die Sowjetzone verantwortliche Macht ist. Nach dem Geheimverfahren unterbreitete der IBFG dem Internationalen Arbeitsamt zusätzliches Material.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.



junges forum '62

Ruhrfestspiele Recklinghausen

„junges forum '62“ hat sich in diesem Jahr innerhalb der Ruhrfestspiele Recklinghausen einen hervorragenden Platz erobern können.

Junge Menschen aus allen Bevölkerungsschichten – junge Arbeitnehmer aus den Betrieben und Verwaltungen, Schüler mittlerer und höherer Lehranstalten, Studenten der Akademien und Universitäten – haben das Angebot des jungen Forums aufgegriffen und sind in so großer Zahl nach Recklinghausen gekommen, daß geradezu von einer neuen Besuchergruppe der Ruhrfestspiele gesprochen werden kann. Zieht man in Betracht, daß ein großer Teil dieser jungen Besucher neben der Eintrittskarte vielfach Lohnausfall, mindestens aber erhebliche Fahrtkosten selbst zu tragen hatte, so mag sich der Leser seinen eigenen Gedanken über die Bildungsbereitschaft der heutigen Jugend hingeben.

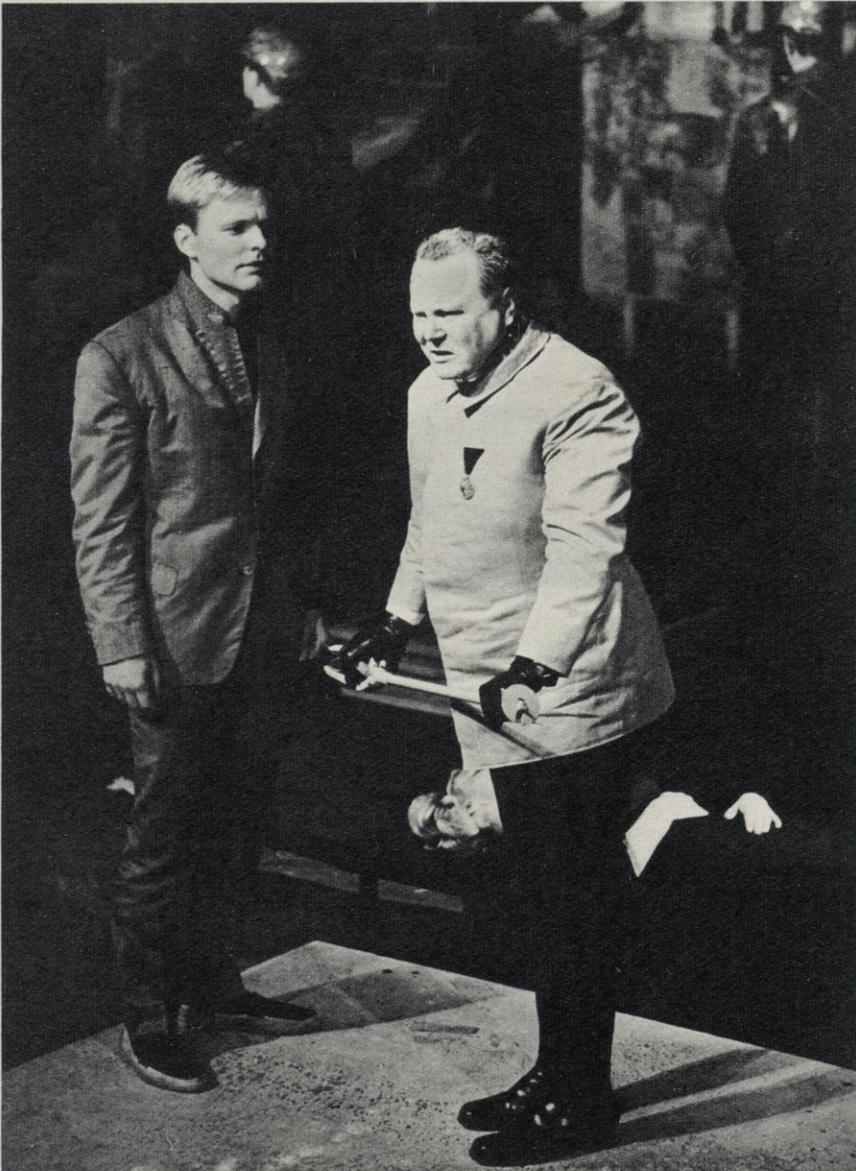
So erfreut die Träger des jungen Forums, die Hauptabteilung Jugend des Deutschen Gewerkschaftsbundes und das Jugendamt der Stadt Recklinghausen, über diesen großen Zuspruch sind, so wissen sie doch sehr genau, daß der quantitative Erfolg allein kein Maßstab für ihre kulturellen Bemühungen sein darf. Sie finden sich demgegenüber jedoch in ihrer Grundauffassung bestätigt, daß in weiten Kreisen der jungen Menschen von heute ein Bil-

dungsstreben vorhanden ist, das – wenn es in geeigneter Weise geweckt wird – weit über eine einseitige berufliche oder auch schulische Ausbildung hinausweist. In dieser Jugend scheint die Einsicht in die Notwendigkeit einer lebendigen Verbindung von Bildung und Ausbildung – als einer lebenswichtigen Frage für den einzelnen und für unser ganzes Volk – weit stärker vorhanden zu sein, als ihre Kritiker es wahrhaben möchten.

„junges forum '62“ ist bei allen seinen Bemühungen von der Voraussetzung ausgegangen, daß der junge Mensch – insbesondere der junge Arbeitnehmer – der Anregung und Hilfe bedarf, wenn er sich aus dem einseitigen Eingespanntsein in die zweckgebundene Arbeitswelt und aus der schleichenden Manipulation durch die Freizeit- und Konsumgüterindustrie befreien will.

Es wollte den jungen Menschen bei seinen ersten Schritten zu dieser Befreiung begleiten, ihm die Möglichkeit der Diskussion und des Vergleichs seiner eigenen kulturellen Bemühungen auf den verschiedensten Gebieten der Jugendarbeit geben, ihm aber auch die Begegnung mit dem Kunstwerk ermöglichen und so den Versuch wagen, ihn zur Auseinandersetzung mit den kulturellen und geistigen Aussagen unserer Vergangenheit und Gegenwart zu führen.

Ernst Schröder als „Die Pest“ in „Belagerungszustand“ und sein junger Gegenspieler „Diego“, Helmut Griem



„Die Querpfeifer“ aus Hagen

Schon die Eröffnungsveranstaltung „junges forum '62“ war ein Wagnis, das überraschte. Bei absoluter Stille in der großen Vestlandhalle hörten mehr als 900 junge Menschen Lyrik unserer Zeit, die von ausländischen Studenten in ihrer Muttersprache und von Schauspielerschülern in deutscher Übersetzung gesprochen wurde. Die gleiche Aufmerksamkeit schenkten die Zuhörer den Spirituals von Vera Little, einer großartigen amerikanischen Sängerin, sowie der zeitgenössischen Musik von Igor Strawinskij und Darius Milhaud. Größer als in den vergangenen Jahren war der Besuch der Kunstausstellung der Ruhrfestspiele, deren diesjähriges Thema: „Idee und Vollendung“, besonders von der Jugend begrüßt wurde. Großen Eindruck auf die vielen jugendlichen Besucher machte die Fotoausstellung von Robert Capa, „Menschen im Krieg“.

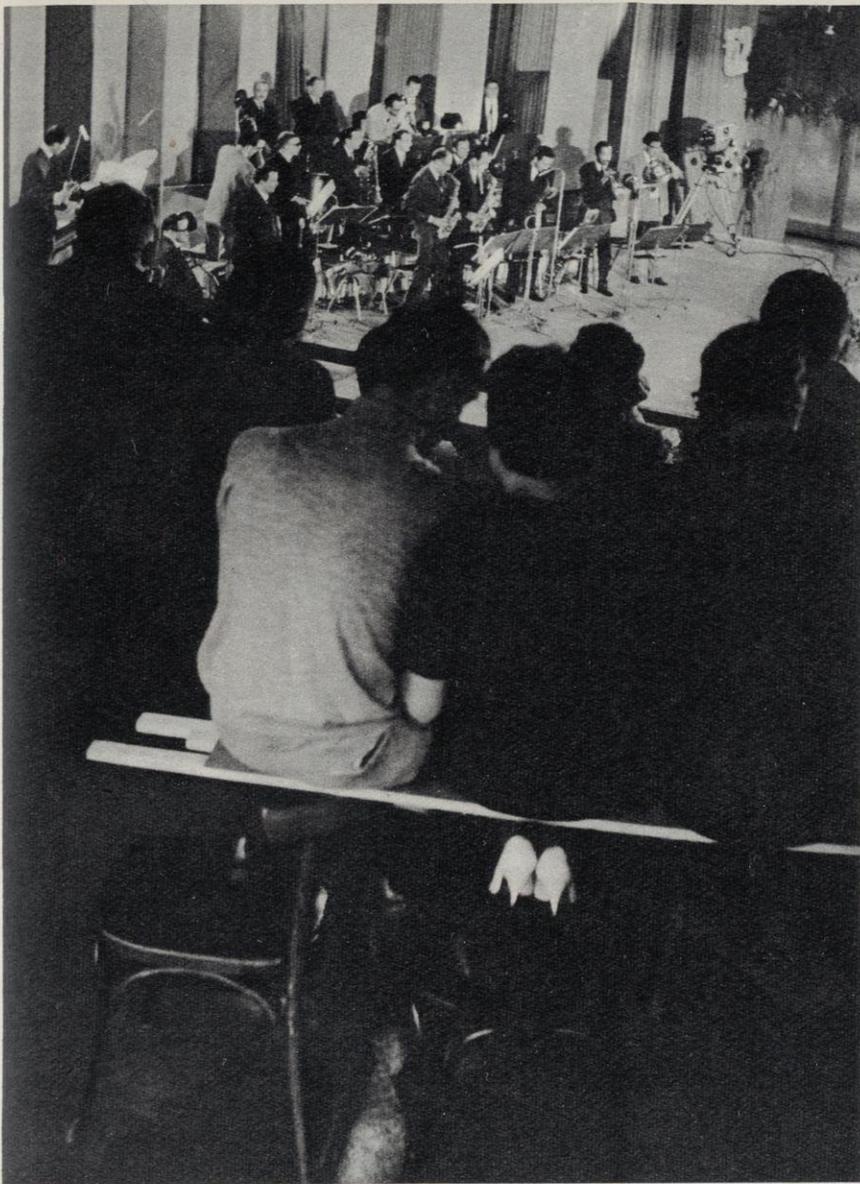
Im Mittelpunkt des diesjährigen Programms des jungen Forums stand die Wiederaufnahme der Festspielaufführung des Vorjahres, die Wallenstein-Trilogie von Friedrich Schiller in der Inszenierung von Heinrich Koch. Es ist der großzügigen Unterstützung der Landesregierung und des Kultusministeriums von Nordrhein-Westfalen zu verdanken, daß die insgesamt 14 Vorstellungen ausschließlich der Jugend vorbehalten werden konnten. Fast mehr als 15000 jungen Menschen wird die Aufführung dieses großen dramatischen Werkes, das in seinen aktuellen Bezügen so eindringlich dargestellt wurde, ein unvergessenes Erlebnis bleiben.

An den zehn Wallenstein-Seminaren im Jugenddorf Recklinghausen, die sich mit der Person Wallensteins und seiner Zeit, mit der Auffassung Schillers und seines Werkes sowie mit dem Entstehen der Inszenierung von Heinrich Koch in Vorträgen und Diskussionen befaßten, nahmen mehr als 300 junge Menschen jeweils für die Dauer von drei Tagen teil.

Der erstmalige Versuch, in Verbindung mit den Theateraufführungen Seminare durchzuführen, ging davon aus, daß die Erlebnisfähigkeit des jugendlichen Zuschauers fruchtbar gesteigert werden kann, wenn er sich denkend und urteilend mit Form und Inhalt des Stückes beschäftigt. Hierzu bot sich die Wallenstein-Inszenierung besonders an.

Dieser Gedanke – „politische Bildung auf höchster Ebene zu betreiben“, wie ein Theaterkritiker es nannte – wurde in weiteren Städten Nordrhein-Westfalens aufgegriffen. An den auswärtigen Seminaren nahmen mehr als 600 Jugendliche teil. Den Abschluß der Seminare bildete für alle Teilnehmer der Besuch der Wallenstein-Aufführung.

Die zweite Gruppe von Veranstaltungen umfaßte weitere Aufführungen für die Jugend aus dem Spielplan der Ruhrfestspiele. Neben der Festinszenierung „Romeo und Julia“ von William Shakespeare, die Karl Heinz Stroux besorgte, stand die dritte Eigeninszenierung „Der Belagerungszustand“ von Albert Camus in der Regie von Hans Lietzau. Unter den Gast-



Wenn es voll ist, dann muß man sich zu helfen wissen



Kabarett der Gewerkschaftsjugend aus Berlin

spielen, von denen ebenfalls Jugendaufführungen in das Programm des jungen Forums übernommen wurden, ist das erste Bühnenwerk von Siegfried Lenz „Die Zeit der Schuldlosen“ zu nennen, mit dem Imo Moszkowicz in Israel einen großen Theatererfolg buchen konnte. „Andorra“ von Max Frisch in der großartigen Inszenierung von Fritz Kortner und „Die Weber“ von Gerhart Hauptmann unter der Regie von Hans Schalla beschlossen das Theaterprogramm. Über 11 000 junge Menschen nahmen an diesen Aufführungen teil. Es darf nicht verschwiegen werden, daß mehr als 5000 Kartenbestellungen für die Jugendaufführungen abgesetzt werden mußten.

In der letzten Gruppe der Veranstaltungen nahm in diesem Jahr das Jazz-Workshop-Konzert des Norddeutschen Rundfunks unter Leitung von Hans Gertberg einen hervorragenden Platz ein. Dieses Konzert, das führende Jazz-Musiker aus vielen Ländern Europas und aus Nordamerika zusammenführte, bot den Künstlern die einmalige Gelegenheit, miteinander zu musizieren, die sich unter normalen Umständen für sie nicht bietet. Die künstlerische Qualität dieses Konzertes, in dem modern jazz in großer Besetzung und in kleinen Formationen in so hervorragender Weise gespielt wurde, hatte ein großartiges Publikum aus ganz Nordrhein-Westfalen zusammengeführt. Das Ergebnis einer intensiven dreitägigen Probenarbeit wurde von den 2000 jungen Besuchern mit großer Zustimmung entgegen genommen.

Den Abschluß des jungen Forums bildete das politische Kabarett unter dem Titel „Narren, Henker, Komödianten“. Die besten Kabarettgruppen der Gewerkschaftsjugend aus Berlin, Hagen und Hamburg hatten in viertägiger Probe ein Programm erarbeitet, das in Aussage und Darbietung ein stürmisches Publikum fand. Unter der Regie von Horst Braun und Konrad Hammer sowie der musikalischen Begleitung von Horst Timpelan wurde dieser Abend ein voller Erfolg. Alle Beteiligten erbrachten den Beweis, daß die kabarettistische Form in überzeugender Weise auch von Laien gemeistert werden kann.

Betrachtet man rückschauend das Ergebnis der Bemühungen, die das junge Forum in diesem Jahr unternommen hat, so muß gesagt werden, daß „junges forum '62“ im Rahmen der Ruhrfestspiele einen Stand erreicht hat, der ein Zurück nicht mehr zuläßt, sondern die Veranstalter verpflichtet, diesen beschrittenen Weg auch künftig weiterzugehen.

Horst Friese

Fotos: Rosmarie Pieper 1 – Hans-Helmut Bauer 4

Die „Stichlinge“ aus Hamburg





Vierte Jugendkonferenz der Gewerkschaft NGG in Duisburg

Die vierte Gewerkschaftsjugendkonferenz der Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten, die vom 6. bis zum 8. Juli 1962 in der herrlichen Sportschule in Duisburg-Wedau durchgeführt wurde, begann zweimal mit Händel. Einmal mit drei Werken Händels, vorgetragen von einem ausgezeichneten Duo, dann gab es einen kleinen Händel zwischen dem Jugendsekretär in der Hauptverwaltung der Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten, Uwe Temme, und dem Bundesjugendsekretär des DGB, Edmund Duda. Uwe Temme hatte in seiner Begrüßungsrede spaßig bemerkt, daß er sich besonders freue, weil Edmund Duda auch den Weg zu einer kleineren DGB-Gewerkschaft gefunden habe. Edmund Duda erwiderte schlagfertig, daß nicht die Größe einer Gewerkschaft ausschlaggebend sei, sondern die Qualität der Mitglieder und Funktionäre. Fünfundsiebzig Delegierte vertraten 32000 Jugendliche dieser Gewerkschaft auf der dreitägigen Konferenz. Von den 75 Delegierten und 6 Gastdelegierten waren 15 Mädchen und 60 Jungen. Sie unterteilten sich in 38 gewerbliche Arbeitnehmer, 12 Lehrlinge und 31 kaufmännische Angestellte. Das Durchschnittsalter betrug 25 Jahre; der jüngste Delegierte war 17 Jahre alt. Die Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten ist eine sehr berufsintensive Organisation. In ihren Reihen sind Brauer, Metzger, Köche, Kellner, Bäcker, Müller und Hausangestellte – eben alle Berufe in der Nahrungsmittelwirtschaft – organisiert; insgesamt also 32 Berufsgruppen. So ist das Feld der Probleme besonders stark auf die Berufsausbildung in dieser Organisation abgesteckt. Aber nicht nur allein damit sollten sich die Delegierten befassen. Es ging darum, Bestandsaufnahme über vier Jahre Jugendarbeit zu machen.

Der parlamentarische Stil

Elisabeth Ostermaier, das zuständige Vorstandsmitglied für Jugend im Hauptvorstand der Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten, gab mit der Bemerkung „Wenn unsere Jugend einmal übers Ziel hinausschießt, dann ist das absolut kein Unglück für die Organisation“ den Auftakt zu einer freien und unverblühten Diskussion. Und die folgte.

Am ersten Konferenztag entbrannte zu Beginn eine lebhafteste Geschäftsordnungs-Debatte. Blitzschnell erfolgten Abänderungsanträge. Ein Sprecher gegen den Antrag, Abstimmungen, Zwischenrufe, Beifall und wieder Abstimmungen. Es muß den Delegierten bescheinigt werden, daß sie ausgezeichnet auf der Klaviatur der parlamentarischen Ordnung zu spielen verstanden. Wurde es mal zu ernst, dann kam prompt ein Zwischenruf und aller Ernst löste sich in befreiende Heiterkeit. Wirklich, das war vorbildlich! Hier zeigte sich der Erfolg der staatsbürgerlichen Schulung in der Gewerkschaftsjugend.

Wir brauchen mehr Bildung

In seinem mündlich vorgetragenen Geschäftsbericht konnte Uwe Temme den Delegierten mitteilen, daß an 385 Wochenendschulungen

fast 12000 jugendliche Mitglieder teilnahmen. Weiterhin führte man zahlreiche Jugendleiterlehrgänge auf Bundesebene durch; einige Jugendfunktionäre besuchten Akademien; rund 500 Jugendgruppenmitglieder aus allen Teilen der Bundesrepublik waren nach dem 13. August in der deutschen Reichshauptstadt Berlin. Hier sollten sich die Teilnehmer an Ort und Stelle über den Widersinn der deutschen Teilung informieren. Die internationalen Beziehungen der jungen Lebensmittelarbeiter wurden verstärkt. Zur Zeit bestehen im Bundesgebiet 100 Jugendgruppen der Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten.

Ein großer Teil des Geschäftsberichtes von Uwe Temme bezog sich auf das Problem der Berufsausbildung; bei 32 Berufsgruppen verständlich. Wie groß besonders einige Probleme sind, die der Öffentlichkeit nicht bekannt sind, zeigen diese Worte:

„Wir hoffen, daß sich die Lehrlingshaltung einigermaßen normalisiert. Wenn man bedenkt, daß fast eine halbe Million Fachkräfte innerhalb der letzten sechs Jahre aus dem Handwerk abgewandert sind, so bedeutet das nur, daß eine halbe Million Lehrlinge zuviel ausgebildet worden sind. Allein 900 000 Fachkräfte unter 25 Jahren kommen aus dem Nahrungsmittelhandwerk. Das sind 40 v. H. der Ausgebildeten. Man kann fast sagen, daß die Berufe Schlachter und Bäcker heute Bereitungsberufe für Straßenbahnschaffner, Nietenklopfer und Autolackierer sind. Diese Umstände sollten doch allen an der Berufsausbildung interessierten Stellen zu denken geben.“

Es erweist sich somit als notwendig, daß eine Gesamtreform im Bereich der Berufsausbildung vorgenommen werden muß. Ein Grund der Abwanderungen aus dem Handwerk dürften vielleicht die Angaben eines jungen Diskussionsredners sein. Er erklärte, daß er nach zwei Jahren den Beruf als Koch aus gesundheitlichen Gründen aufgeben mußte. Wohlgeachtet mit 18 Jahren! Der junge Koch mußte täglich zwölf und mehr Stunden in der Küche seines Betriebes arbeiten. Das sind Berichte aus der Praxis unseres Handwerks.

Die Diskussionsredner forderten fast alle bessere Bildungsmöglichkeiten. Der Wille nach dem neunten und zehnten Schuljahr ist zwei-

fellos bei den jungen Menschen zu einer echten Forderung geworden. Trotz intensiver Schulungsarbeit der Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten forderten die Jugendlichen noch mehr Möglichkeit der Schulung in ihrer Organisation.

Es gab aber noch ein anderes Problem. Es wurde von allen Sprechern erwähnt. Die Jugend klagte darüber, daß die Erwachsenen sie einfach nicht ernst nehmen; ja, man erschwere ihnen oft die Arbeit. Besondere Klage erhoben hierbei die Betriebsjugendsprecher. Das sollte doch zu denken geben!

Zerstreuung von der intensiven Konferenzarbeit fanden die Delegierten bei der Hafensrundfahrt durch den größten Binnenhafen der Welt in Duisburg. Ein netter Abend wurde ihnen von einem Jugendkabarett serviert. Besonders lobenswert für die jungen Akteure:

„Ich muß dazu bemerken . . .“



„Aber wir müssen auch daran denken . . .“



Eigenes Gewächs aus der Gewerkschaftsjugend. Aus einem Vorort von Hamm kommen „Die Nachtwächter“, die mit sehr viel Können ihre Kleinkunst darbieten



sie gingen mit einer erfreulichen Unbekümmertheit an die Probleme. Besonders angenehm: sie fanden eine einfache Sprache, und jeder junge Mensch im Parkett verstand, was sie ihm als Kabarettisten zu sagen hatten. Der langanhaltende Beifall war mehr als verdient. In ihren Anträgen stellte sich die Jugend der Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten vollinhaltlich hinter die Beschlüsse der Bundesjugendkonferenz des DGB in Berlin. Die Diskussionen waren leidenschaftlich, aber sehr fair und kollegial. Auch hierbei wurde der demokratische Stil gewahrt; vorbildlich sogar. Verständlicherweise bezog sich ein Großteil der Anträge und Entschlüsse auf die Berufsausbildung. In einem scharfen Protest wandte sich die Gewerkschaftsjugendkonferenz an die Bundesregierung und an die Leitung der Hamburger Universität, die aufgefordert wurden, sich von der Rede des Hamburger Professors Thielicke zu distanzieren. Der Professor hatte am 17. Juni auf einer Feierstunde im Bundeshaus die Gewerkschaftsjugend diffamiert.

Jugend – Anspruch und Verantwortung

Unter diesem Motto hielt der Soziologe Dr. Harry Pross das Grundsatzreferat der Jugendkonferenz. Der Redner stellte heraus, daß die Jugend eine Schicht unserer Bevölkerung ist, die in ihrem Wesen und Verhalten eigene Maßstäbe hat; sie steht schon auf einem eigenen geistigen Boden, muß sich aber auf Grund der geringeren Erfahrungen zuweilen korrigieren. Die jungen Menschen müssen sich sehr bald über die Hintergründe des gesellschaftlichen Lebens orientieren und dabei zwangsläufig zu der Erkenntnis kommen, daß sie die Lebensverhältnisse nur verbessern können, wenn sie sich als einzelne Organisationen anschließen.



Wichtig: Musiker, Sänger und Spaßmacher
Dr. Harry Pross, hinter ihm Uwe Temme



„Wir sind jung, die Welt ist offen, o du schöne, weite Welt' ist zwar ein schönes Lied, aber es verbessert nichts. Und da alles, was nicht verbessert, in Wahrheit verschlechtert, wäre es äußerst bedenklich, wenn jemand sich mit solchem Gesang begnüge.“

„Sich organisieren heißt, Anspruch auf eigene Rechte gegenüber anderen Gruppen vorbringen. Erst die Organisation, und nur die Organisation, bewirkt, daß die Gesellschaft uns zur Kenntnis nimmt“, so führte Dr. Pross aus.

Der Redner ging weiter auf die westdeutsche Konsumgesellschaft ein, die, nach seinen Worten, den einzelnen immer stärker gefangen nimmt und geradezu rückschrittliche Tendenzen aufweise. Den Drahtziehern des Bedürfnismarktes gelang der beste Erfolg bei der Jugend: Man hat die Jugend durch systematische Werbung von einer Altersschicht zur Käuferschicht gemacht. Dies beweist die aus dem Boden gewachsene deutsche Teenager-Industrie, die den jungen Menschen schon bis in den sexuellen Bereich unterworfen hat. Ihre Opfer, die sich hierbei so überlegen vorkommen, sind in Wirklichkeit unterlegen.

Die Gefahr dieser gesellschaftlichen Entwicklung bei uns läßt sich in die Worte von Dr. Harry Pross fassen:

„Die Konsumenten-Ideologie steht der Ausbildung der kritischen Fähigkeiten im Wege, weil sie die Lebenserwartungen der Jugend verfälscht und ein total unrichtiges Bild von dem gibt, was in der Gesellschaft des 20. Jahrhunderts gespielt wird.“

Sie verdimmt, statt zu bilden. Sie schläfert ein, statt aufzuwecken!“

Vielleicht läßt sich das Ergebnis dieser Jugendkonferenz in die Worte des zweiten Vorsitzenden der Organisation, Alfred Schattank, fassen, der sagte: „Ich bewerte diese Konferenz in jeder Weise positiv.“ Wie sagte Edmund Duda? Es kommt auf die Qualität der Mitglieder und Funktionäre an, nicht auf die Größe einer Organisation. Eben!

Dieter Schmidt



Fotos: Udo Hoffmann



Jugendcamp Oberjosbach



Im Taunus, in landschaftlich reizvoller Lage, bei dem kleinen Städtchen Oberjosbach, erwarb der Hauptvorstand der Gewerkschaft NGG ein großes Waldgelände. Hier sollte zuerst ein Blockhaus für die hessischen Jugendgruppen gebaut werden. Nach vielen Beratungen entschloß man sich aber zum Bau einer zentralen Freizeit- und Begegnungsstätte für die gesamten jugendlichen NGG-Mitglieder. Am 15. Juli war es dann nach vielen Mühen und Sorgen soweit, daß Kollegin Ostermaier in

einer kleinen Feierstunde das Lager Oberjosbach der Jugend übergeben konnte. Hierbei sprach sie dem Bund und den Ländern Hessen und Hamburg ihren Dank für die großzügige finanzielle Hilfe aus. Mit einem Gesamtkostenaufwand von 500000 DM entstand ein solides, modernes Gebäude mit großem Aufenthalts- und Speiseraum sowie Wirtschafts-, Waschräumen und Toiletten. Für Regentage wurde im Souterrain ein großer Spielraum mit 4 Tischtennisplatten eingerichtet. Für die abendliche

Unterhaltung und Schulung steht ein Filmvorführgerät und ein Projektor mit Diaserien zur Verfügung. Die 300 Bände starke Lagerbibliothek erhielt gleich zum Anfang eine Bereicherung durch eine Bücherkiste, die Edmund Duda im Namen des Bundesvorstandes übergab.

Die Unterbringung der Jugendgruppen erfolgt in großräumigen Zelten mit Campingbetten. So kann das Lager vorläufig nur im Sommer benutzt werden.

Kollege Nätscher wünschte der Jugend viel Glück zu ihrem ersten Jugendzentrum und sprach den Wunsch aus, daß hiermit ein neuer Abschnitt in der Jugendarbeit der NGG beginnen möge, der zur allgemeinen Aktivierung und durch gemeinsame Freizeiten mit ausländischen Kollegen zur weiteren Förderung der Völkerverständigung führen möge.

Fotos: Udo Hoffmann

Mit den Augen eines jungen Arbeiters

Daß ich als Sohn eines Arbeiters nur Arbeiter werden kann" ist des jungen Franzosen Georges Douarts realistische Erkenntnis – und dann beginnt er eine Reise um die Erde, eine Reise quer durch Europa, in den „Zauber des Orients“, nach Japan und den USA: Sieben lange Jahre ist er Globetrotter ums Erdenrund. Und er ist einer, der sehen kann und sich unbekümmert um mancher Leute festgefahrene Meinungen so seine eigenen Gedanken macht über das, was er sieht und hört. Und wahrhaftig, er sieht viel: Er reist nicht im Luxus des heutigen Tourismus, er wohnt nicht in den Hotels, die sich in den Städten der Welt gleichen wie ein Ei dem anderen. O nein, wer sich auf dem Fahrrad in die Berge der Auvergne hinaustrampelt und in Schäferkarren übernachtet, wer die großen Hotels höchstens betritt, um sich als Tellerwäscher die nötigen Lebenskosten zu verdienen, wer schließlich mit einem Geldwert von knapp 4 DM und einer Eisenbahnfahrrate in der Tasche in Indien landet, dem gibt das Leben die Ehre, sich unverfälscht zu zeigen, in seiner farbigen Fülle – und seinem ganzen Elend! Es präsentiert nicht die Illusionen aus Kino und Groschenheftchen, umsonst erwartet der junge Arbeiter so etwas wie „Maharadschahs auf goldgeschmückten Elefanten“ in Indien, und in den USA begegnen ihm weder Indianer, die auf Cowboys, noch Gangster, die auf Polizisten schießen, aber das wirkliche Leben ist viel überraschender, atemberaubend oft.

Als Pakistaner unter Pakistani läßt sich der junge Douart in einer gespenstischen Bußprozession frommer Mohammedaner mitreißen, eingeklemt in eine verzweifelte Menge zerlumpter Reisender stürmt er einen Dritte-Klasse-Wagen der indischen Eisenbahn, er wirbelt im enthusiastischen Tanz indischer Bauern, er schläft zwischen armseligen Gestalten auf dem Bürgersteig im grausamen Kalkutta und ist am Morgen von Moskitos zerschunden wie seine Nachbarn, er erlebt auch pompöse Parties von Europäern und sieht ins Leben bevorzugter pakistanischer und indischer Klassen – und wird traurig dabei: „Das Schicksal der Arbeiter ist nicht besser geworden seit dem Abzug der Engländer, nur die Herren haben gewechselt“, stellt er resigniert fest. Und für die Europäer, für seine eigenen Landsleute ist er ein Ärgernis, weil er sich „herabläßt“, mit den Einheimischen zusammenzuleben.

Aber Douart scheint in diesen erstaunlichen Ländern weniger fremd zu sein als jene Reichen, die ihr Volk und seine Not nicht kennen und auch nicht seinen Mut der Gelassenheit, seine fröhliche Dankbarkeit für die geringsten Freuden, seine Freundschaft. Douart ist schnell zu Hause bei den Flüchtlingen in Pakistan und bei Indianern und mexikanischen Wanderarbeitern in USA, erfreut sich an der Anmut zierlicher japanischer Mädchen und der Erhabenheit „richtiger“ Indianer. Und er erzählt uns in seinem Buch „Unternehmen Freundschaft“ von deren Leben mit einer Unmittelbarkeit, wie es vielleicht nur ein junger, aufgeweckter Arbeiter kann, den weder Wissenballast noch Luxus vom lebendigen Leben trennen und der Not und Freude mit warmem Herzen miterlebt.

Ein warmes Herz hat Georges Douart – das macht sein Buch so liebenswert. Und er hat ein waches Wissen – das macht sein Buch zur Mahnung gegen die „ungeheure Verirrung“ des Krieges, zur Mahnung gegen die Müdigkeit, die die Not um uns nicht sehen will. Denn Georges Douart zieht nicht um die Welt, um sich mal ein bißchen umzusehen. Der Anfang seines Buches ist: „Krieg!“ Sechzehnjährig rannte er mit seiner Mutter zwischen den noch brennenden Trümmern von Nantes umher, um den Bruder zu suchen, drei Tage und drei Nächte lang. Und dann fanden sie ihn im „Haus der Schönen Künste“, wo man die Toten zu Hunderten zusammengetragen hatte. „Ich bin auf die Knie gefallen. Und ich, ein Arbeiter von sechzehn Jahren, habe ein Gelübde getan. Ich habe versprochen, zu kämpfen, damit diese ungeheure Verirrung aufhöre, damit es niemals

mehr zerstörte Familien gebe, niemals mehr deportierte Väter, niemals mehr gemordete Brüder.“

Das ist der Beginn seines „Unternehmen Freundschaft“; und er setzt dafür seine Kräfte ein, oft bis zum äußersten, seine Gesundheit und sein Leben. Er findet, weil er sucht, junge Menschen, die wie er gegen Haß und Elend kämpfen wollen, nicht mit schönen Worten, sondern mit ihren eigenen Taten. Er findet sie in einem Lager des „Service Civil International“, des Internationalen Zivildienstes, dessen junge Mitglieder dort einspringen, wo Hilfe gebraucht wird. Sie kommen aus aller Herren Ländern, und Georges arbeitet zusammen mit Deutschen – Deutsche haben seinen Vater deportiert – und Amerikanern – Amerikaner haben Nantes bombardiert und seinen Bruder getötet! Aber hier sind James und Hans, die Häuser für Ausgebombte aufbauen – und sie werden seine Kameraden.

Georges ist Arbeiter, er kann zupacken, er baut mit an Waisenhäusern, Flüchtlingsheimen, Spielplätzen. Es geht über die Grenze nach Italien, nach Deutschland, nach Skandinavien – und dann sucht der S. C. I. Freiwillige für Indien und Pakistan!

Pakistan! Gelobtes Land! Gleich in Karachi zerschmilzt der Traum vom „Zauber des Orients“. Man formt im Schlamm unter brütender Sonne Tausende von Lehmziegeln für

Flüchtlingshütten, ein „flüssiger Dreck“ dient als Zement. In Indien entsteht mitten im Urwald eine Kolonie für Leprakranke, für diese Ärmsten der Armen, die Ausgestoßenen. Die EVorräte gehen zu Ende, was soll geschehen? Da erscheint eine Prozession aus dem benachbarten Städtchen: Schulkinder bringen nach zwei bis drei Stunden Fußmarsch Weizen und Reis, dann spenden die Parias, die Straßenkehrer, von ihrem winzigen Vorrat, die Bauern spenden, die Händler, die Brahmanen: Das Beispiel von Freundschaft und Verantwortung für die Kranken hat Widerhall gefunden.

So ist es natürlich nicht immer. Und Douart läßt sich weder von schönen Reden noch von scheinbar logischen Argumenten beirren, die ihm nicht stichhaltig sind. Seine Kritik kennt, bei allem Respekt, keine Tabus, auch mit dem Leser selbst geht er nicht zimperlich um. Unter der Überschrift: „Wenn Sie als Inder geboren wären“ läßt er ihn das Leben spüren, das ihn einige tausend Kilometer weiter südwestlich unserer verwöhnten Breiten erwartet hätte: „... Euer unerschütterlicher Glaube, euer ruhiger Mut helfen euch, alle diese Prüfungen zu bestehen. Dann werdet ihr siebenundzwanzig Jahre alt. Siebenundzwanzig Jahre! Und damit ist alles zu Ende. Also, nun sagt mir, ihr braven Leute, bewegt es euch nicht, daß wir zur gleichen Zeit Millionen für mörderische Verrücktheiten verschwenden? Wo ist die Vernunft,

von der ihr so viel sprecht? Wo ist die Religion, auf die ihr so stolz seid? Wo ist die sogenannte Logik? Wozu dienen sie, wenn ihr im zwanzigsten Jahrhundert, im Atomzeitalter, Millionen von Menschen in den unterentwickelten Ländern ihren Hunger, ihre Krankheiten, ihr Elend dahinschleppen laßt?“ Doch dies lebendige Buch ist bei aller Realistik kein pessimistisches Buch. Geschrieben von einem jungen, tatfrohen Menschen, ist es voller Lebenslust, durchwirkt von köstlichem Humor. Und es ist frohgemut, denn Douart hat mit eigenen Augen „all die Tausende ‚braver Leute‘ gesehen in der ganzen Welt, die Tag um Tag unter Mühen und kleinen Opfern darum ringen, ihre Familie zu ernähren, ihre Kinder großzuziehen und Menschen aus ihnen zu machen. Oh, ihre Namen stehen natürlich nicht in den Zeitungen. Sie sind viel zu unbedeutend, sie haben weder ihre Frau getötet noch ihren Nachbarn, aber sie sind da zu Millionen. Und ein jeder kämpft nach seiner Art auf seiner Stelle, überall auf der Erde, damit die Welt von morgen eine Welt des Friedens und der Freundschaft sei.“

Andrea Schmidt

Georges Douart: „Unternehmen Freundschaft“ Als Pionier des Friedens um die Welt – Grote-Verlag, Rastatt / Baden, DM 16,80

Dein Sohn läßt grüßen

Ulrich Schamoni ist dreißig Jahre alt. Fünfzig Seiten seines Romanerstlings „Dein Sohn läßt grüßen“, dann weiß man es, auch wenn man vorher nicht den Klappentext gelesen hat. Jetzt kann man sich eine Zigarette anzünden und die zwei Stunden für den Rest des Buches in Ruhe drangeben. Das dumme Gefühl – da hat einer die literarische Kletterstange auf Anhieb geschafft, sitzt ganz oben, toll, aber wie geht's weiter?, kann eigentlich nur noch abrutschen – dieses Gefühl ist man los.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht. Mir ist es so lieb. Wenn ich einen Roman habe, der ehrlich geschrieben ist und der mich packt, dann möchte ich, unbelastet von erfahrungsbedingten Zweifeln, auf das nächste Buch des Autors gespannt sein dürfen. Bei Schamoni bin ich es.

Schamoni hat etwas begriffen, was goldrichtig ist. Er beschreibt ein Milieu, das er aus dem ff kennt. Faselt sich nicht durch Operationssäle, Raketenversuchsgelände und Ministerialbüros, sondern schildert die Aktionen und Reaktionen Achtzehnjähriger und ihrer Erzeuger im konjunkturüberhitzten Treibhausklima einer bundesdeutschen Mittelstadt. Dazu bedient sich der Autor nicht komplizierter Chiffren, er schreibt vielmehr wie ihm das Maul gewachsen ist. Insofern hat „Dein Sohn läßt grüßen“ garantiert keine Chance, sich irgendwo einen Literaturpreis unter den mißglückten Schutzumschlag zu reißen. Ein Roman, in dem es nichts zu entziffern und in dem es nichts hinzugeheimnissen gibt. Nicht einmal ein Fremdwortlexikon braucht man dazu. Das ist ziemlich toll, weil heute einigermaßen unge-

wohnt. Und der Kritik gegenüber ist das geradezu unfair. Wie bitte und womit soll sie denn da glänzen?

Spaß beiseite. Das Thema interessiert. Die Figuren überzeugen. Ob Uschi mit ihrem persischen Freund, der nächtlicherweile Prügel bezieht, weil deutsche Mädchen schließlich für deutsche Jungen da sind; ob Dr. Fischer, der als Studienrat und erprobter Mitläufer eine neue Mitläufergeneration erzieht; ob Joe, der eigentlich Eike heißt, sich aber Josef nennen muß, weil sein Vater findet, daß Josef christlicher klingt; oder Helmuth, der nicht so leben will, wie er leben würde, wenn er weitermachte – diese Figuren stimmen einfach, sie stimmen ausnahmslos. (Das werden sie wohl erst dann nicht mehr tun, wenn sich der Film dieses Romans annehmen wird, was er bereits versprochen hat.)

Ein schockierendes Buch? Es gibt Leute, die das behaupten. Und sicher nicht nur, weil dieser Joe mit der Mutter einer seiner Mitschülerinnen ein Verhältnis hat und sie's auch sonst über 218 Seiten alle ganz munter treiben. (Etikett: Freudsche Sexualität statt Liebe.) Zugegeben, die Hälfte täte es auch. Aber die Häufung spricht schließlich nicht gegen die Glaubhaftigkeit. Nein. Mir scheint, der Schock mancher Erwachsener rührt viel mehr daher, weil sie sich hier so abkonterfeit sehen, wie sie – tiefe Überzeugung! – doch absolut nicht sind.

„Ich habe eine Aufgabe“, sagt Helmuths Vater. „Tausend Arbeiter, weißt du, was das heißt? Tausend Verdienner, das sind viertausend Familienmitglieder, eine Kleinstadt, die von mir lebt, für die ich die Verantwortung

trage.“ Ja, so sind sie: unermüdlich am Aufbauwerk, Verantwortung nach allen Seiten, Grundhaltung ethisch.

So was gibt's ja einfach nicht, daß ein Sohn, wie dieser Helmuth, das alles überhaupt nicht anerkennt!

„Ich will Dir hiermit bescheinigen“, schreibt er in seinem Abschiedsbrief an den Vater, „daß Du gar nichts mit meinem Entschluß zu tun hast. Er geht Dich nichts an. Ich fahre ja nicht Deinen Mercedes kaputt, stecke nicht Dein Haus in Brand, nehme Dir nicht Dein Geschäft weg – nur den Erben, dessen Existenz Deinem stupiden Besitzanhäufen einen verlogenen Anstrich von Altruismus geben konnte – oder die Illusion der Dauerhaftigkeit Deiner mit soviel Tüchtigkeit und Schufferei zusammengetragenen Werte“. Es schockiert sie, wenn ein Dreißigjähriger (der es schließlich wissen muß!) hergeht und genau das ausplaudert, was sie nicht wahrhaben wollen. Nicht etwa weil sie bezweifeln, daß es so ist. Das tun sie ja gar nicht. Aber weil es für sie auf der Hand liegt, daß die Achtzehnjährigen so nicht bleiben. „Nebensächlichkeiten“, sagen sie, „Dummejungengeschichten. Das schleift sich ab. In zehn Jahren werden sie genauso ehrbare Erwachsene sein wie wir heute.“

Und da eben liegt der Hund begraben, gerade deshalb hat Schamoni seinen Roman geschrieben: weil er befürchtet, daß die Elterngeneration damit durchaus recht behalten könnte.

Gerd Angermann

Ulrich Schamoni: „Dein Sohn läßt grüßen“, F. A. Herbig, Berlin, 218 Seiten, DM 12,80.

Der Hauptgewinn

Erzählung von Myra Morris



Die Australierin Myra Morris – die Verfasserin des großen Romans „The Wind on the Water“ und vieler Erzählungen – wird in ihrer Heimat vor allem wegen der meisterhaften Schilderungen des Lebens außerhalb der großen Städte geschätzt.

Die Puppe stand, an ihre Pappschachtel gelehnt, steif auf dem polierten Tisch. Mit ihrem weißen Satinkleid und dem glatten Goldkopf war sie wie ein leuchtender Punkt in dem düsteren Besuchszimmer des Klosters. Die große, hagere Schwester Augustine warf einen verächtlichen Blick auf sie.

„Ausgerechnet eine Puppe!“ erklärte sie streng. „So was Törichtes!“

„Sie ist wunderschön“, sagte die junge Schwester Joseph mit angehaltenem Atem.

Sie stand mit dem Rücken zu Mr. Mahaffey, der die Puppe gebracht hatte, und ihr dralles, braunes Gesicht mit den Sommersprossen und der Stupsnase war ganz verzückt. Die Puppe hatte etwas Geheimnisvolles an sich. Ihre Lieblichkeit erhob ihr Herz ebenso wie der Anblick der flimmernden Kerzen zwischen den Maßliebchen auf dem Osteraltar. Sie streckte einen plumpen Finger aus, der rauh war von der Arbeit, und berührte den weißen Satin, und es war, als berührte sie einen Mondstrahl. Und das Gesicht der Puppe! Schmal und fein wie die Gesichter der kleinen Mädchen, die in St. Patrick in der ersten Reihe saßen. Lächelnd bewegte sich Schwester Joseph auf Mr. Mahaffey zu, der Regenspuren am Mantel hatte, und ließ sich auf einen Stuhl nieder.

„Na, so ist das also“, sagte Mr. Mahaffey. Er stand breitbeinig vor dem Kamin und steckte seine Hände tief in die Taschen, um zu zeigen, daß er sich in dem Besuchszimmer des Klosters ebenso zu Hause fühlte wie in der Bar seines eigenen Hotels, eines typisch australischen Landgasthauses, fünf Kilometer flußabwärts. Er war ein guter Organisator, und er hatte das Gefühl, als werfe der Regen, der so plötzlich eingesetzt und dem Sportfest auf dem Schulgelände ein schnelles Ende bereitet hatte, ein schlechtes Licht auf sein Organisations-talent. Wenn der Regen noch ein bißchen gewartet hätte, wäre alles in bester Ordnung gewesen. So aber hatte die kleine ländliche Gesellschaft zu eiligem Aufbruch gedrängt, hastig waren die Lose gezogen worden, und einen Gewinn – die Puppe – hatte niemand abgeholt.

„Die Losnummer ist zweihundertfünf“, sagte Mr. Mahaffey und ließ den Finger über die ver-

bliebenen Kontrollabschnitte eines Losblockes gleiten. „Es schien mir eben die beste Lösung“, fügte er mit einem entschuldigenden Blick in Schwester Augustines Richtung hinzu, „die kleine Dame hierherzubringen, die Nummer auszurufen und die Nachricht zu hinterlassen, daß der Gewinner sie hier abholen kann. In dem Zelt hat's durchgeregnet wie – wie sonstwas.“

Die beiden Nonnen nickten, immer noch beschäftigt mit den Ereignissen des Tages, der damit begonnen hatte, daß die Oberin und drei Schwestern mit der Bahn losgefahren waren, um einem Nachbar-kloster einen Besuch abzustatten. „Was kommt als nächstes?“ fragte sich Schwester Joseph glücklich.

„Auf dem Abschnitt steht J. Griggs – nichts weiter als J. Griggs“, sagte Mr. Mahaffey, der ein Gähnen unterdrückte und durchs Fenster zu der regennassen Auffahrt blickte. Ihm war kalt. Das Fenster stand halb offen, und der Wind, der die schlaffen weißen Vorhänge hin- und herbies, klatschte um seinen Nacken wie Wasser. Er blinzelte zu der Puppe, und sein rotes, gutmütiges Gesicht war plötzlich müde. „Ein hübsches Geschenk für ein kleines Mädchen“, fuhr er verbissen fort. „Aber Sie können natürlich auch Geld dafür haben. Bickerton vom Spielzeugladen würde die Puppe für drei Pfund zurückkaufen.“

Schwester Augustine streckte ihre dünne, spitze Nase in die Luft.

„Das wäre wohl besser“, sagte sie trocken. „Hier bei der armen Landbevölkerung! Für die drei Pfund könnte man vielleicht Kleidung kaufen. Irgend etwas Nützliches!“

Die flatternden Gardinen am Fenster machten ein leises, raschelndes Geräusch, das wie ein Lachen klang; dann war Stille im Zimmer. Schwester Joseph schaute auf ihre Finger hinab und dachte an die kleine flache Schachtel, die sie zu Hause gelassen hatte. Der alte Onkel Abe hatte sie von einem Ausverkauf mitgebracht und ihr geschenkt. Mit den kaputten Scharnieren und dem Schloß, das nicht schloß, war sie von Anfang an nutzlos gewesen. Nutzlos – doch so wunderschön! Der Deckel war mit kleinen grünen und rötlichen Muscheln besetzt gewesen, und Halme von getrocknetem braunem Seetang hatten in der Mitte ein Muster gebildet. Noch jetzt dachte sie manchmal in selbigen Augenblicken an diese Schachtel und konnte sich genau vorstellen, wie der Deckel sich in ihren Händen anfühlen würde – kühl und rillig ...

Plötzlich sah sie auf. Schwester Augustine stand am Fenster und zupfte ihren Schleier zurück. „Da kommt jemand“, sagte sie, indem sie sich hinsetzte und ihre langen weißen Hände in den Ärmeln faltete. „Es ist ein Mann.“

Der Mann kam mit seltsamem federndem Schritt die Auffahrt entlang, und obwohl er

statt eines Bündels einen Rucksack trug, sah man ihm an, was er war: ein Landstreicher, ein Hausierer – ein Überbleibsel aus der Zeit, da „Reisende“ mit Eßnapf und zusammengerollten Decken zum Bilde der weiten, staubigen Straßen Australiens gehörten. Seine zerknitterten Hosen, an denen Grashalme hingen, machten den Eindruck, als habe er darin geschlafen. Das Haar unter dem alten grünen Hut war so borstig wie die Stoppeln in seinem knochigen Gesicht.

Während er über die Auffahrt heranzwanderte und seine Füße über den feuchten, roten Kies schlurften, spähte er wie ein wachsames Tier von einer Seite zur anderen ... Also, da war er – dieser Joe Griggs – im Begriff, etwas abzuholen. Aber was das eigentlich war, wußte er gar nicht. Er war etwas berauscht gewesen, als er ihn von der Straße hinweg zu dem Schulsportfest der Kinder gezogen hatte, und ohne recht zu wissen, was er tat, hatte er sein Six-Pence-Stück ausgegeben. Dann hatte er in einem warmen Winkel unter den Kasuarine-Bäumen geschlafen, und er hatte die trompetende Stimme nicht gleich verstanden, die nachher aus der Luft, aus dem Regen, aus dem sich leerenden undichten Zelt zu ihm gedrun-gen war. Doch allmählich hatte er es dann verstanden und mit einem pfiffigen Lächeln gesagt: „Umsonst, Joe Griggs, mein Lieber! Gar nicht übel!“ Und nun, am Spätnachmittag, war er mit seinem Gewinnlos in der Hand auf dem Wege zu dem nüchternen Steingebäude, von dem man ihm gesagt hatte, das sei das Kloster.

Er ließ den ordentlichen Garten mit den steifen Orangebäumen, den an Stöcke gebundenen Chrysanthenen und die buschigen Dahlien hinter sich, betrat ein wenig geniert die fliesenbelegte Veranda und klingelte.

Schwester Joseph schob den Riegel zurück. Eine Kette klirrte, und die Tür ging auf. Der Landstreicher blickte ängstlich an Schwester Josephs schwarzer Gestalt vorbei in den düsteren Korridor, auf die kleinen roten Lampen und die Figuren an der Wand und trat verlegen von einem Fuß auf den andern.

„Ja, bitte?“ fragte Schwester Joseph mit leiser, atemloser Stimme.

Der Landstreicher hielt ihr das Gewinnlos hin, wobei er mit einem seiner tiefliegenden Augen blinzelte. „Ich möchte meinen Gewinn haben. Nummer zweihundertfünf, auf den Namen Joe Griggs, Fräulein.“

„Schwester!“ verbesserte Schwester Joseph ihn freundlich. „Kommen Sie doch rein!“

„Schwester!“ wiederholte der Landstreicher, und sein Grinsen entblößte seine Zähne. Er nahm den Hut ab und folgte ihr durch den Korridor in das Besuchszimmer.

„Er möchte seinen Gewinn haben – die Puppe“, erklärte Schwester Joseph voll Entzücken. „Es ist Mr. Griggs – Joe Griggs.“

„Aha!“ sagte Mr. Mahaffey und machte erst ein überraschtes, dann ein beleidigtes, dann ein ungläubiges Gesicht. „Wo ist Ihr Los Mann? Verzeihen Sie, Schwester!“

Joe Griggs zeigte mit verdrießlichem Gesicht sein Los vor. Er war plötzlich gekränkt. Er hatte das Gefühl, das wohlbekannte Gefühl, daß die Leute es auf ihn abgesehen hätten, daß jemand sich über ihn lustig machen wollte und er sich nicht würde zu helfen wissen. Sein mißtrauischer Blick strich über die beiden lächelnden Nonnen hin, über den untersetzten Mr. Mahaffey, der unschlüssig dand, die kalten, kahlen Wände des Besuchszimmers und die feine Puppe, die weiß und golden auf dem polierten Tisch stand und unschuldig ins Leere starrte.

„Na, stimmt doch, nicht?“ fragte er winselnd. „Ich krieg was für meinen Sixpence. Nummer zweihundertfünf.“

Mr. Mahaffey verbarg seine Geringschätzung. „Klar wie Kloßbrühe, mein Lieber!“ sagte er herzhaf. „Sie haben die Puppe gewonnen, das ist sie, Sie können sie mitnehmen!“

Das war es also! Der Landstreicher trat zögernd einen Schritt vorwärts und glotzte dann reglos, wie träumend, die Puppe an. So etwas hatte er noch nie gesehen. So hell und strahlend, so schön und weich. Wenn er sie in seine plumpen Pfoten nahm, zerbrach sie gewiß wie ein leeres Ei! Er holte tief Atem, streckte einen schmutzigen Finger aus und berührte den glänzenden Satin.

„Die beißt nicht!“ sagte Mr. Mahaffey spöttisch und fing an zu lachen, hielt aber plötzlich inne. Schluß mit der Komödie! Er fuhr mit seiner dicken, roten Hand in die Tasche und fingerte nach knisternden Geldscheinen. „Hören Sie mal, mein Lieber – ich hätte Ihnen das gleich sagen sollen: Sie brauchen die Puppe natürlich nicht zu nehmen. Wie würde das denn aussehen, wenn Sie das Ding durch die Gegend schleppten, was? Können Sie sich das vorstellen? ... Nein, mein Lieber. Der Ladenpreis der Puppe in bar, in blankem Geld – das ist Ihr Gewinn. Drei Pfund! Wie hört sich das an? Kommt Ihnen doch gerade zurecht! Kaufen Sie sich was Anständiges zum Anziehen – irgendwas – bloß lassen Sie's nicht durch die Kehle laufen!“

Ohne sich lange zu verabschieden, ging Mr. Mahaffey auf die Tür zu. Er war froh, daß die Angelegenheit erledigt war, und wollte so schnell wie möglich in seinen Wagen steigen und auf der holprigen Straße davonfahren. Aber ach ... der Ausdruck auf dem Gesicht des Kerls, der dand und auf die Puppe starrte, der konnte Hühner zum Lachen bringen ...

Als das dumpfe Geräusch von Mr. Mahaffeys Schritten auf der fliesenbelegten Veranda verhallt war, erfüllte eine kalte, erwartungsvolle Stille das Besuchszimmer. Schwester Joseph hörte in dieser Stille noch das Lachen von Mr. Mahaffey und sie schämte sich deshalb. Joe Griggs stand abgewandt da und hielt das Geld in der Hand, als wisse er nicht, was er damit machen sollte. Durch das Fenster sah er die schwarzen, schattenlosen Orangebäume, die ordentliche Auffahrt, den kurzgeschnittenen Rasen, und plötzlich bäumte sich Haß gegen die Ordentlichkeit in ihm auf. Er war aus seiner Holterdiepoller-Welt an einen Ort gekommen, wo man sich über ihn lustig machen wollte. Mit gequältem Blick drehte er sich um.

„Warum sollte ich denn nicht 'ne hübsche Puppe haben wollen, Fräulein?“ fragte er in lautem, ärgerlichem Ton. „Wer bestimmt denn, was ich will?“

Schwester Augustine stand auf, und das höfliche Lächeln, mit dem sie seinen Aufschrei überging, löste ihn in Nichts auf. „Sie müssen jetzt gehen, Joe Griggs“, sagte sie bestimmt. „Kaufen Sie sich was Nützliches! Was zum Anziehen oder zum Essen.“ Sie lächelte. „Haben Sie Hunger?“

„Wie'n Wolf, Fräulein.“ Seine blauen, eingesunkenen Augen hatten wieder Glanz, und

Festor, Zeuge der Anklage

Von Philipp Wiebe

er machte einen komischen, koboldhaften Eindruck.

„Gehen Sie an die Küchentür, da wird Schwester Joseph ihnen etwas geben... Vergessen Sie nicht, das Fenster da zuzumachen und zu verriegeln, Schwester Joseph!“

„Nein, Schwester“, sagte Schwester Joseph. Sie ließ Joe Griggs zur Vordertür hinaus und schob hinter ihm den Riegel vor. Als sie den langen Korridor entlanggegangen war, hatte er den hinteren Teil des Hauses erreicht und lehnte an dem knorrigen Weinstock, als wäre er daran festgewachsen.

Sie schnitt ihm in der Küche ein paar ordentliche Scheiben Brot, Hammelfleisch und ein paar Stücke Kümmelkuchen und füllte seinen kleinen Napf mit heißem, starkem Tee. Es waren gute Dinge, aber indem sie sie ihm reichte, war sie beunruhigt und verwirrt.

„Auf Wiedersehen und Gott befohlen, Joe Griggs!“

„Ach, der – der kümmert sich nicht um mich!“ Joe Griggs taumelte gegen den Weinstock, und sein rechtes Auge verengte sich zu einem Blinzeln. „Ich bin mein Leben lang ein ziemliches Früchtchen gewesen.“

„Tsch, tsch!“ Schwester Joseph schnalzte so, wie sie es wohl tat, wenn die kleinen Jungen von St. Patrick fortgesprungenen Bällen nachjagten.

„Ehrlich gestanden“, sagte Joe Griggs leicht hin, „ich hab gegessen – einmal – zweimal – mindestens! Wegen Diebstahl – da gibt's verschiedene Sorten. Ladendiebstahl...“

„... und Einbruch?“ Schwester Joseph schüttelte den Kopf.

„Da gibt's auch wieder verschiedene Sorten“, sagte der Landstreicher nachdenklich. „Da gibt's...“

Aus dem dunklen Raume hinter ihnen tönte silbrig und scharf eine Klingel.

„Das ist für mich“, sagte Schwester Joseph. Sie stand so, daß sie den Eingang versperrte und ihre weiten schwarzen Röcke an das Holz stießen. Ihre braunen Augen waren warm und freundlich. Der Landstreicher blickte sie an, und ein süßsaurer Geschmack stieg ihm im Halse auf. Hier war jemand, der immer verstehen würde... Wenn einer so eine Mutter hätte, einer wie er...

„Ich hätt' die hübsche Puppe gebrauchen können“, stieß er ärgerlich hervor. Tränen der Wut und Enttäuschung brannten in seinen Augen. „Ich sage Ihnen, ich hätt' sie gebrauchen können.“

„Ich weiß“, sagte Schwester Joseph. Sie seufzte und schaute über seinen Kopf hinweg auf den blassen Winterhimmel. „Ich hab mal eine kleine Schachtel gehabt, mit grünen und rötlichen Muscheln besetzt. Sie war zu nichts zu gebrauchen, aber ich hab sie mir so gerne angesehen.“

Der Landstreicher nickte, und ein Lächeln war auf seinem knochigen Gesicht.

„Also – Wiedersehen“, sagte er leise, zog den Hut, stülpte ihn sich wieder auf, weil es plötzlich stärker regnete, und verschwand.

Der Regen war nicht stark, aber anhaltend. Selbst unter den Kasuarine-Bäumen war es feucht, und der Landstreicher kroch tief hinein und lag da wie ein Hase in seinem Loch. Er hatte ein ganz befriedigendes Gefühl in der Magengegend, aber er fand keine Ruhe. Er war schon früher manchmal in solcher Verfassung gewesen, wenn irgend etwas ihn in Versuchung geführt hatte. Allerlei hatte ihn in Versuchung geführt. Diesmal war es eine Puppe, seine Puppe! Etwas Reizendes, Wunderschönes, das er herausnehmen konnte, wenn er es sich ansehen wollte. Etwas, das überhaupt zu nichts nutze war.

Sorgfältig rief er sich jede Einzelheit in Erinnerung – die Tür mit dem Riegel, den kalten, ordentlichen Raum, den Tisch mit der Puppe, das Fenster mit den flatternden Gardinen. Für ihn mußte es Kinderspiel sein, in das Kloster einzudringen. Er schob die Füße durch das nasse Gras und kroch aus seinem Loch.

„Wir hätten alle in unsern Betten ermordet werden können“, rief Schwester Augustine am nächsten Morgen. Zwei rote Flecke brannten auf ihren Backen, als sie die Kratzer auf dem gestrichenen Fensterbrett des Besuchsimmers betrachtete. „Es war nachlässig, das Fenster nicht zuzuriegeln, Schwester. Das ist Diebstahl.“

„Aber die Puppe hat ihm doch gehört, und er hat die drei Pfund hiergelassen“, wandte Schwester Joseph in warmem, ruhigem Ton ein. Sie wischte mit dem Staubtuch über den leeren Tisch. „Er war ehrlich.“

„Er könnte dafür ins Gefängnis kommen“, sagte Schwester Augustine. „Es war Einbruch.“

„Da gibt es verschiedene Arten“, flüsterte Schwester Joseph wie im Traum. „Einbruch-diebstahl und...“

Schwester Augustine machte ein ärgerliches, fast fauchendes Geräusch, aber Schwester Joseph hörte es nicht. Sie war in Gedanken weit fort, auf einer Landstraße bei dem wandernden Landstreicher. Ab und zu nahm er die Puppe aus der Schachtel heraus, betrachtete sie und legte sie wieder zurück... Das war alles, was er tun konnte – einfach herausnehmen und voller Freude ansehen.

„Ich bin froh“, dachte Schwester Joseph glücklich, „daß ich das Fenster nicht zugeriegelt hatte.“

(Copyright by Kalmer, London)

Seitdem sich Festor als Zeuge der Anklage gemeldet hatte, erschien ihm jede Nacht so lang wie drei Jahre; er schluckte Tabletten, um die Nächte durch Schlaf abzukürzen, aber seine Erinnerungen überwandten die betäubende Wirkung. Oft wußte er nicht, ob es wirklich nur Erinnerungen waren, oft schreckte er hoch, tastete über seine Daunendecke, über das weiße Laken, um sich zu überzeugen, daß er nicht auf einem feuchten, stinkenden Strohsack lag, er horchte auf die Atemzüge seiner Frau, und es war wirklich seine Frau, war nicht Sarholz, mit dem er den Strohsack hatte teilen müssen. In diesen Nächten gab es für Festor Augenblicke lodernden Triumphes, er ballte dann die Hände und schüttelte sie in der friedlichen Dunkelheit.

Tisborn, endlich hatte man Tisborn gefunden! Unter dem Namen Tischer hatte er in all den Jahren unerkannt auf dem Land gelebt, als Gutsverwalter, und Sarholz hatte ihn entlarvt.

„Briefe habe ich mit ihm gewechselt, telefoniert sogar“, hatte Sarholz später erzählt. „Er interessierte sich für einen neuen Traktor unserer Firma. Ich fuhr dann hin, um ihm den Traktor vorzuführen, und ich erkannte ihn sofort, als er aus dem Verwaltungsgebäude trat: dasselbe hochmütige Gesicht, die kurzen Bewegungen, der wippende Gang. Er kam auf mich zu, und ich spürte, wie ich blaß wurde. Die alte schreckliche Angst war noch nicht tot. Wird sie je sterben? – Er erkannte mich nicht, ich war für ihn nur einer von Tausenden gewesen, eine Nummer.“

Sarholz hatte keine Rache geübt, war nicht mit dem Traktor kreuz und quer über Tisborn gefahren; Sarholz, besonnen wie einst, als er ihn, Festor, mit eisernem Griff zurückhielt, als er sich im Steinbruch auf Tisborn stürzen wollte, weil dieser dem jungen, erschöpften Müscher den Kiefer eintrat, Sarholz hatte nicht ihren gemeinsamen Traum verwirklicht und Tisborn ausgerettet, er hatte vielmehr den Traktor vorgeführt, war erst dann zur Polizei gegangen und hatte Anzeige erstattet.

Es gab nicht mehr viele Zeugen für Tisborns Taten. Waringer war noch da, doch weigerte er sich, gegen Tisborn auszusagen, schrieb an Sarholz: „Ihr müßt mich verstehen. Mein Chef war auch bei der SS, und ich bin nicht mehr jung genug, mir eine neue Stelle zu besorgen.“

Einst hatten sie sich gegenseitig zugeflüstert und geschworen: Wenn wir überleben, wenn alles vorbei ist, werden wir nicht eher ruhen, bis wir Tisborn haben! Doch nachdem die Amerikaner sie befreit hatten, war er verschwunden gewesen, untergetaucht, und sie hatten weder die Kraft noch die Lust gehabt, ihn zu suchen, zu jagen. Sie waren zerschunden, unterernährt und müde, sie hatten drei Jahre lang gewaltsamen Tod gesehen und gefürchtet, sie wollten leben, und das Verlangen nach Vergeltung verblaßte angesichts der wiedergewonnenen Freiheit. Erst später erinnerten sie sich wieder der erschlagenen, zu Tode gequälten Freunde, doch glaubten sie, Tisborn sei längst außerhalb des Landes, in Ägypten, in Argentinien. Sie hielten an der Illusion fest, die Mörder seien ausgewandert. Sie hatten nicht mit der Kaltschnäuzigkeit der Mörder gerechnet.

Festor lag wach in der Nacht. Drei blutige Jahre zogen an ihm vorbei, und es schien ihm, als habe er keinen Tag dieser Jahre vergessen: da war das letzte matte, zahnlose Lächeln des Juden Gavriel; da war Böhlers Freitod im elektrischen Stacheldraht; da war der strangulierte Meinecke; da waren die ausgerekten Glieder Silbersteins; er hörte die letzten Seufzer wieder, die zahllosen letzten Schreie, die letzten Flüche, die letzten mutigen Bekenntnisse und über allem die Großaufnahme seiner Erinne-

rung: Tisborns glattes, kaltes, gefährliches Gesicht.

Jeden Morgen ging Festor übernächtigt zur Arbeit, vorbei an jenem Untersuchungsgefängnis, in dem Tisborn auf die Verhandlung wartete; und immer zog sich Festors Kehle zusammen vor Haß. Als er endlich die Vorladung zur Zeugenvernehmung bekam, ging er damit zu seinem Direktor.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie im KZ waren“, sagte der Direktor.

„Natürlich bin ich dafür, daß solche Burschen ihre gerechte Strafe erhalten“, sagte der Direktor.

„Peinlich ist nur, daß Ihr Name in der Presse genannt werden wird“, sagte der Direktor.

„Machen wir uns nichts vor, Herr Festor: viele Kunden unserer Bank werden schockiert sein“, sagte der Direktor.

„In meinen Augen ist es natürlich nicht diffamierend, im KZ gewesen zu sein. Aber nicht alle Kunden denken so wie ich“, sagte der Direktor.

„Vielen wird es unangenehm sein, von Ihnen bedient zu werden. Deshalb dürfen Sie es mir nicht verübeln, wenn ich Sie in eine andere Abteilung versetze, die vom direkten Kontakt mit unserer Kundschaft ausgeschlossen ist“, sagte der Direktor.

Festor nickte zu allem. Er wußte, daß der Direktor recht hatte, wußte, daß er tatsächlich für den Schaltdienst nicht mehr tragbar war als ehemaliger KZ-Häftling. Er kannte die meisten Kunden gut, sie machten längst keinen Hehl mehr aus ihrer Vergangenheit.

In den ersten Jahren nach dem Krieg gab es noch Respekt für einen ehemaligen Widerstandskämpfer, doch heute gab es so etwas kaum noch, im Gegenteil: Nur wenige Kunden würden ihre Schecks bei ihm einlösen wollen, etliche würden vielleicht die Bank wechseln, sei es aus Mißtrauen oder aus schlechtem Gewissen.

Den kalten Blick Tisborns im Nacken spürend, machte Festor seine Aussagen. Dabei hatte er das Gefühl, auch der Richter sei sein Feind. Als er im KZ gelebt hatte, war der Richter schon Richter gewesen, war sogar Mitglied der Partei gewesen, in deren Auftrag Tisborn mordete. Festor sammelte seinen ganzen Mut und bezeugte die Morde, schilderte die Unmenschlichkeiten und sah, wie der Richter oft ungläubig die linke Braue hochzog.

Nach seiner Aussage saß er neben Sarholz, und beide starteten sie auf Tisborn, der sich unentwegt Notizen machte und dabei spöttisch lächelte; wenn er den Kopf hob und zu ihnen herüberblickte, gaben sie sich Mühe, seinen Blick zu erwidern. Damals, wer damals Tisborns Blick erwidert hatte, war so gut wie verloren gewesen.

Am Ende des dritten Verhandlungstages verkündete der Richter: „Fünf Jahre Zuchthaus“ und begründete diese milde Strafe damit, daß der Angeklagte auf höheren Befehl gehandelt und überdies nach dem Krieg ein ehrbares Leben geführt habe.

Sarholz flüsterte Festor gepreßt zu: „Wenn ich das geahnt hätte, als ich ihm den schweren Traktor vorführte...!“

Obwohl Festor keinen Kontakt mehr mit den Kunden hatte, gab es drei, die seine Entlassung forderten. Aber der Direktor lehnte diese Forderung ab. Daraufhin wechselten sieben Kunden, darunter übrigens der Richter, zu einem anderen Bankinstitut über.

Der Schlaf Festors ist weiterhin schlecht; manche Nächte erscheinen ihm jetzt sogar noch länger als drei Jahre, um drei Tage länger...



Ein alter Gewerkschafter und 130 junge Leute

Wichtiger Hinweis für die Landjugend

Von Gerd Angermann

Ein Vorfall der jüngsten Zeit veranlaßt uns, darauf hinzuweisen, daß gewisse Erscheinungen, deren Ursachen nicht sofort zu erkennen sind, dennoch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht auf das verderbliche Wirken ortsansässiger Zauberer oder Hexen zurückgeführt werden können.

So kommt es zum Beispiel vor, daß ein Mensch des Morgens in seinem Bett erwacht und seinen Körper mit roten Striemen gezeichnet findet. Oder eine Kuh beginnt zu husten und vermindert gleichzeitig in auffälliger Weise ihre Milchproduktion. Ein Brunnenrohr löst sich aus seiner Verankerung und fällt plötzlich herunter.

Bitte verlieren Sie in solchen Fällen nicht gleich den Kopf, und lassen Sie sich schon gar nicht zu voreiligen Maßnahmen hinreißen, die auf die Austilgung der Magie verdächtigen Personen abzielen. Bewahren Sie Ruhe und Besonnenheit, und prüfen Sie zunächst, ob die besorgniserregenden Erscheinungen nicht ganz natürliche Ursachen haben. Die roten Striemen könnten darauf zurückzuführen sein, daß die von ihnen befallene Person im Bett schlecht gelegen hat. Die rauhen Kehltöne der Kuh erweisen sich bei der Untersuchung durch den Tierarzt vielleicht als eine harmlose und leicht heilbare Erkrankung der Atmungsorgane.

Bei dem Brunnenrohr hatte sich möglicherweise nur eine Schraube gelockert oder die Halterung war durchgerostet. Beides sind Schäden, die der Klempner gegen eine geringe Gebühr repariert. Wie peinlich, wenn sich solche Ursachen herausstellen und Sie haben dann der Hexe oder dem Zauberer Ihres Verdachts bereits das Haus über dem Kopf angezündet! Das sind Schäden, die sich so leicht nicht wieder gutmachen lassen, und außerdem bekommen Sie Scherereien mit dem Gesetz, das derlei Selbsthilfemaßnahmen unter Strafe stellt. Wurde doch erst dieser Tage vom Bamberger Schwurgericht ein Fünfundzwanzigjähriger aus dem Dorf Mailach im Landkreis Höchststadt an der Aisch zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er einer alten Rentnerin Feuer an das Haus legte, in der Absicht, sie auszuruhen. Das Gericht kam zu diesem harten Urteilsspruch, obwohl weite Kreise der Mailacher Bevölkerung von den magischen Kräften der alten Frau felsenfest überzeugt sind und sogar der Bürgermeister vor Gericht aussagte, in seinem Dorf habe es schon immer Hexen gegeben. Richter und Schöffen sahen in dem Vorgehen des jungen Mannes dennoch nur einen gewöhnlichen Fall von Brandstiftung und versuchten Totschlag. Sie billigten dem Angeklagten den § 51,2 nur deshalb zu, weil er sich zur Tatzeit einen mittleren Rausch ange-trunken hatte.

Diese versuchte Hexenverbrennung mag ein besonders krasser Fall sein, ein abseitiger Einzelfall ist sie leider dennoch nicht. Planstellen für Hexen gibt es in vielen deutschen Landgemeinden und wenn sich die Gerichte dazu bereitfänden, wären Hexenprozesse bei uns sicher heute noch an der Tagesordnung. Der Hexenverbrenner von Mailach steht im hoffnungsvollen Alter von 25 Jahren. Bei den Alten mag Hopfen und Malz verloren sein. Wir wenden uns mit diesem Hinweis vor allem an die Jugend, an die Generation also, die im Zeitalter der Raumfahrt, der Elektronengehirne und des allgemeinen Wahlrechts aufwächst. Dabei ist uns völlig klar, daß wir für den Anfang nicht zuviel erwarten dürfen. Wir beabsichtigen nicht, diese Jugend nun gleich mit der inzwischen einige Jahrhunderte alten Einsicht vor den Kopf zu stoßen, daß es überhaupt keine Hexen gibt. Wir bitten lediglich, gewisse seltsame Erscheinungen, wie rote Striemen am Körper, hustende Kühe oder abgebrochene Brunnenrohre, zunächst sorgfältig auf erkennbare Ursachen hin zu untersuchen, bevor der letzte Ausweg gewählt und einer der Hexerei verdächtigen Person das Dach über dem Kopf angezündet wird.

weigerer aus Gewissensgründen auf freien Fuß setzen und im gleichen Monat dem Parlament einen Gesetzentwurf unterbreiten werde, der ein besonderes Statut für die jungen Leute vorsehen wird, die es vorziehen, einen, wenn auch noch so schweren, Zivildienst zu leisten, statt die Waffen zu tragen.

Der Premierminister hat diese Zusicherung in einem öffentlichen Schreiben wiederholt, das er an einen bekannten Professor der Pariser Universität richtete, der sich für Lecoin und die „130“ eingesetzt und ausdrücklich auf das von de Gaulle gegebene Versprechen hingewiesen hatte. Am 22. Juni stellte Lecoin den Hungerstreik ein.

Lecoin, der 73 Jahre alte Gewerkschafter, der Mann, der sich seit seines Lebens für die Unterdrückten und Verfolgten in allen Ländern eingesetzt hatte, hatte gesiegt. War es sein „erster Sieg“, wie einige sagten? Ja, im „konkreten“ Sinne, denn die „130“ werden ihm persönlich für ihre Freilassung verpflichtet sein; nein, wenn man daran denken will, daß das Beispiel eines solchen Lebens natürlich Früchte über die Jahrzehnte hinweg getragen hat: Denn Lecoin hat in seinem langen Leben zahlreichen jungen Menschen ein Beispiel gegeben, und in seinem Buch „Von einem Gefängnis zum anderen“ hat er gerade darauf Wert gelegt: „Ich sprach mit einem jungen Arbeiter“, so berichtet er aus den dreißiger Jahren, „und es schien mir, daß er begriffen hatte, worum es ging: ich war sehr froh darüber.“

Gustave Stern

Weise geregelt ist.“ Und de Gaulle hatte versprochen, beim Abschluß des Friedens in Algerien dem Parlament einen entsprechenden Gesetzentwurf unterbreiten zu lassen.

Nachdem durch die Abkommen von Evian dem algerischen Krieg ein Ende gesetzt wurde, ließ Lecoin durch Mittelsleute an dieses Versprechen an „höchster Stelle“ erinnern: Vergebens, es folgte nichts. Am 1. Juni trat Louis Lecoin in den Hungerstreik, und er ließ bekanntgeben, daß er „bis zum Ende“ gehen würde. Am 15. Juni, nachdem Lecoin zwei Wochen keine Nahrung zu sich genommen hatte und seine Freunde das Schlimmste für ihn befürchteten, tauchten auf den Mauern von Paris die riesigen gelben Plakate mit den schwarzen Lettern auf: „Rettet Lecoin.“ In einfachen, aber eindringlichen Worten wurde darauf hingewiesen, daß zahllose faschistische Offiziere auf freien Fuß gesetzt und als „Patrioten“ behandelt wurden, während 130 junge Idealisten, die den Wehrdienst aus Gewissensgründen verweigern, im Gefängnis schmachten.

Das Plakat hatte gewaltigen Erfolg, was um so erstaunlicher war, als ein falsch verstandener „Patriotismus“ im allgemeinen die Bevölkerung in Frankreich veranlaßt, den Wehrdienstverweigerern aus Gewissensgründen mit einem gewissen Mißtrauen entgegenzutreten: „Die wollen sich nur vor dem Militärdienst drücken...“

„Rettet Lecoin!“: Dieser Schrei hallte jetzt überall wider. „De Gaulle hat versprochen, er muß sein Wort halten“, hieß es in Flugblättern, die jetzt überall in Paris von den Gewerk-

schftsorganisationen und dem Verband der Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen verteilt wurden.

Die Regierung wurde unruhig: Am 16. Juni stellte sich Polizei in der Wohnung Lecoins ein, der von seinen Freunden umgeben war: Lecoin wurde – gegen seinen Willen – ins Krankenhaus übergeführt, und gleichzeitig traten fünf seiner Freunde in den Hungerstreik: aus Solidarität mit Lecoin und um die Öffentlichkeit in noch drastischer Weise auf das Schicksal der „130“ hinzuweisen, deren Idealismus vom Staat als „Verbrechen“ behandelt wird.

Im Krankenhaus setzte Lecoin seinen Hungerstreik fort: „Wenn ich in den Hungerstreik getreten bin“, so schrieb er an de Gaulle, „so deshalb, um die Versicherung zu haben, daß keiner Ihrer Untergebenen es wagen wird, Sie davon abzubringen, das Versprechen zu halten, das Sie gegeben haben: nämlich die Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen auf freien Fuß zu setzen und einen besonderen Status für sie zu schaffen...“

Vom 10. Juni an – Lecoin stand bereits zehn Tage im Hungerstreik – versammelten sich, zunächst vor seinem Hause, dann vor dem Krankenhaus, Tausende von Personen, um ihm ihre Solidarität zu bezeugen. Am 22. Tage seines Hungerstreiks, am 22. Juni, wurde einer der engsten Freunde Lecoins vom Premierminister persönlich empfangen: der Premierminister gab – „vor drei Zeugen“, wie später Lecoin sagte – das Versprechen ab, daß die Regierung im Monat Juli alle Wehrdienstver-

weigerer aus Gewissensgründen auf freien Fuß setzen und im gleichen Monat dem Parlament einen Gesetzentwurf unterbreiten werde, der ein besonderes Statut für die jungen Leute vorsehen wird, die es vorziehen, einen, wenn auch noch so schweren, Zivildienst zu leisten, statt die Waffen zu tragen.

der Premierminister hat diese Zusicherung in einem öffentlichen Schreiben wiederholt, das er an einen bekannten Professor der Pariser Universität richtete, der sich für Lecoin und die „130“ eingesetzt und ausdrücklich auf das von de Gaulle gegebene Versprechen hingewiesen hatte. Am 22. Juni stellte Lecoin den Hungerstreik ein.

Lecoin, der 73 Jahre alte Gewerkschafter, der Mann, der sich seit seines Lebens für die Unterdrückten und Verfolgten in allen Ländern eingesetzt hatte, hatte gesiegt. War es sein „erster Sieg“, wie einige sagten? Ja, im „konkreten“ Sinne, denn die „130“ werden ihm persönlich für ihre Freilassung verpflichtet sein; nein, wenn man daran denken will, daß das Beispiel eines solchen Lebens natürlich Früchte über die Jahrzehnte hinweg getragen hat: Denn Lecoin hat in seinem langen Leben zahlreichen jungen Menschen ein Beispiel gegeben, und in seinem Buch „Von einem Gefängnis zum anderen“ hat er gerade darauf Wert gelegt: „Ich sprach mit einem jungen Arbeiter“, so berichtet er aus den dreißiger Jahren, „und es schien mir, daß er begriffen hatte, worum es ging: ich war sehr froh darüber.“

Gustave Stern

er hat, wie man so sagt, eine „Vergangenheit“: Im Jahre 1910, als die französischen Eisenbahner in den Generalstreik traten und die Regierung die Armee einsetzte, wo sie – durch Zwang – die einzigen „Arbeitswilligen“ fand, erklärte der Soldat Louis Lecoin kurz und bündig seinem Offizier: „Ich lasse mich gegen meine Kollegen nicht als Streikbrecher einsetzen.“

Louis Lecoin wird zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, wegen Gehorsamsverweigerung. Als der Krieg ausbrach, konnte Louis Lecoin, der inzwischen überzeugter Pazifist geworden war, „mit seinem Gewissen keine Kompromisse schließen“, wie er sagte: ein Flugblatt gegen den Krieg, das er mit einigen Freunden abfaßt und verteilt, bringt ihn wieder für fünf Jahre ins Gefängnis.

Nach dem ersten Kriege war Lecoin aktiv in der Gewerkschaftsbewegung tätig, und er wäre ein der Öffentlichkeit ganz unbekanntes Gewerkschaftsmitglied geblieben, hätte er nicht – im Jahre 1921 – die Initiative für eine gewaltige Aktion zur Rettung der in den Vereinigten Staaten zum Tode verurteilten Anarchisten Sacco und Vanzetti ergriffen. Jahre hindurch ging er von Stadt zu Stadt in Frankreich, gründete Ausschüsse, die sich für die Rehabilitierung der unschuldig verurteilten Männer einsetzten, setzte Himmel und Erde in Bewegung.

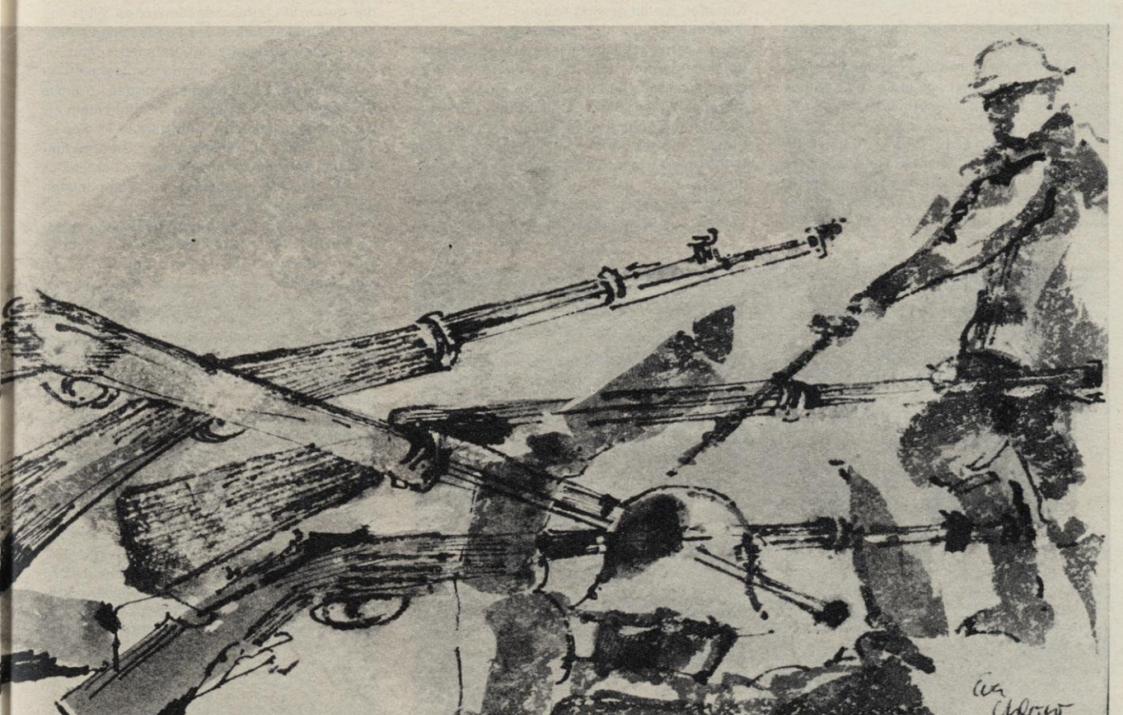
Louis Lecoin, so sagte man damals, setzte sich immer nur für „hoffnungslose Fälle“ ein, und was wie ein Vorwurf klingen konnte, mußte

Anfang Juni waren die Mauern von Paris mit riesigen gelben Plakaten bedeckt, auf denen in schwarzen Lettern die Parole zu lesen war, die in ihrer simplen Aufforderung dennoch wie ein Aufschrei klang: „Rettet Louis Lecoin!“

Wie kam es, daß zunächst hunderte, dann tausende und zehntausende vor diesen Plakaten stehenblieben, den langen Text lasen, um dann, fast unfehlbar, den Kopf zu schütteln und zu sagen: „Es ist unglaublich, es ist unerhört...“ Wie kam es, daß die gleichen Leute, die an den unzähligen Plakaten der Parteien gleichgültig vorübergingen, die „nichts davon wissen“ wollten, gerade von diesem Plakat so berührt waren?

Wahrscheinlich, weil sie spürten, daß hier, über den politischen Bereich hinweg, eine Stimme zu ihnen drang, die eine Antwort erheischte, die jede Gleichgültigkeit als unerträglich erscheinen lassen mußte. Man sprach im Monat Juni von Louis Lecoin in den Betrieben, in den Büros, man sprach von ihm in der Presse, am Rundfunk und sogar an „höchster Stelle“. Die „Affäre Lecoin“ hatte die Bevölkerung so sehr bewegt, daß sich sogar die „großen“ Illustrierten entschließen mußten, ihr Raum zu geben: ein untrügliches Zeichen...

Doch berichten wir über diese „Affäre“, über ihren Verlauf und ihren Ausgang. Louis Lecoin ist ein 73 Jahre alter Mann, von Beruf Buchdrucker und seit seiner Jugend gewerkschaftlich organisiert. Die Polizei kennt ihn gut, denn





Nordrhein-Westfalen als Mäzen

Ludwig Gies „Beratung“
Preis 1955

10 Jahre Großer Kunstpreis

Herr Minister! Den Orden der Ehrenlegion, den Sie in meiner Abwesenheit für mich erwirkt haben, muß ich nach meinen Grundsätzen unbedingt ablehnen. Zu keiner Zeit, in keinem Fall, aus keinem Grund hätte ich ihn angenommen. Noch weniger würde ich es heute tun, da der Verrat sich von allen Seiten mehrt und das menschliche Gewissen sich über soviel eigennützige Gesinnungslosigkeit betrüben muß. Ehre besteht weder in einem Titel noch in einem Orden, sondern in Taten und ihren Beweggründen und zum großen Teil in der Achtung vor uns selbst und den eigenen Ideen. . . Mein künstlerisches Gewissen sträubt sich dagegen, eine Belohnung anzunehmen, die mir von der Hand der Regierung aufgedrängt wird. Der Staat ist in Kunstfragen nicht kompetent. Wenn er sich anmaßt zu belohnen, so begeht er einen Eingriff in das öffentliche Recht. Seine Einmischung wirkt durchaus demoralisierend und verhängnisvoll für den Künstler, den sie über seinen eigenen Wert täuscht, verhängnisvoll für die Kunst, die sie in offizielle Wohlstandigkeit zwingt und die sie zu unfruchtbarer Mittelmäßigkeit verdammt.

Am weisesten wäre es für den Staat, sich davon frei zu halten. An dem Tage, an dem er uns freilassen wird, hat er seine Pflicht gegen uns erfüllt.

Gestatten Sie also, Herr Minister, daß ich die Ehre ablehne, die Sie glauben, mir erweisen zu wollen. Ich bin 50 Jahre alt, und ich bin immer mein eigener Herr gewesen. Lassen Sie mich mein Leben als Freier beschließen. Wenn ich tot bin, soll man von mir sagen: Er hat keiner Schule, keiner Kirche, keiner Richtung, keiner Akademie, besonders keinem System angehört, nur dem der Freiheit. . .“

Keine Angst, diese Worte sind nicht heute und nicht in Deutschland gesprochen worden. Vor nahezu 100 Jahren hat sie der Franzose Gustave Courbet an seinen Kultusminister gerichtet, der ihn, den Maler und Revolutionär, zum Ritter der Ehrenlegion machen wollte.

Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen, heißt ein lateinisches Sprichwort. Jedenfalls wüßte ich nicht, daß die Künstler unserer Generation derartige Ehren, Geldpreise oder Medaillen abgelehnt hätten, mag es sich nun um 325 Mark

handeln, mit denen die Stadt Iserlohn die Maler Irmgard Wessel und Krieg ausgezeichnet hat, oder um die 50000 DM-West, die das Land Nordrhein-Westfalen jährlich an insgesamt fünf Künstler als „Großer Kunstpreis“ verleiht, oder um die 100000 bzw. 50000 DM-Ost, die als „Nationalpreis der DDR“ – ebenfalls jährlich – ausgeschüttet werden.

In obengenanntem Brief Courbets lesen wir dann noch: „. . . Meine bürgerlichen Ansichten sträuben sich dagegen, daß ich eine Auszeichnung annehme, die auf monarchistischem Prinzip fußt. . .“

Monarchistisches Prinzip? Und nun werden wir mit dem tieferen Grund, mit der Frage des Mäzenatentums konfrontiert. Tatsächlich waren die Künstler früher abhängig von Königen und Kirchenfürsten, von großen und kleinen Potentaten.

Diese „schmückten sich“ mit Malern und Bildhauern, Baumeistern, Dichtern und Musikern und auch Tänzerinnen. Sie herrschten ja nicht nur über Regimenter, nicht nur über Diener und Leibeigene, sondern auch über Künstler;

sie kauften sie sogar ein, wie heute manche Klubs ihre Fußballstars „unter Vertrag nehmen“. Freilich fragt der Tourist, der vor den ägyptischen Pyramiden, vor dem Versailler Schloß und Park, vor einer Kathedrale steht, nur selten, unter welchen Opfern der Untergebenen, an Menschenkraft und Steuern das alles entstanden ist, welche Einzelschicksale mit diesen großartigen Bauwerken wohl verknüpft sind. Man preist die Könige und Bischöfe, die alles ermöglicht haben, manchmal erfährt man auch die Namen der „Dienenden“, eben jener Künstler, die da gewirkt haben.

Die Zeiten haben sich geändert und auch die soziale Struktur. Der Künstler ist gleichberechtigter, bürgerlich, salonfähig geworden, bis zu einem gewissen Grad auch frei. Und die neuen Mäzene heißen Staat, Land, Stadt, Gewerkschaft und Industrieller. Diese spenden die Preise – wie wir hörten: Geldpreise von 325 bis 100000 Mark; manchmal werden auch Bedingungen daran geknüpft, und sei es nur die Qualität des geschaffenen Werkes. Auch junge Talente werden aufgespürt, deren Leistungen

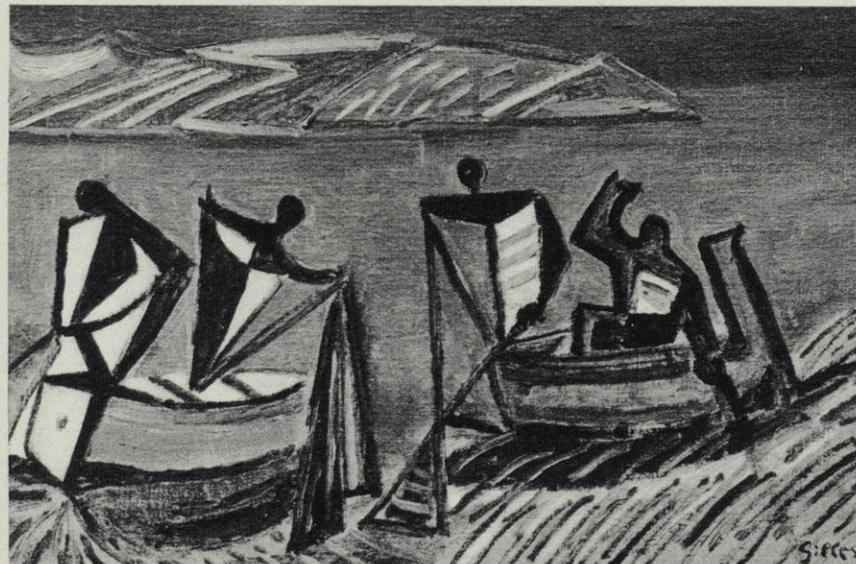
noch keine Quantität aufweisen; und die Gaben, die die Mäzene dann austeilen, heißen Förderpreise oder Stipendien.

Eines der bedeutendsten deutsche Mäzene ist das Land Nordrhein-Westfalen. Alljährlich werden Persönlichkeiten aus den Gebieten der Bildhauerei, Malerei, Architektur, Musik und Dichtung mit je 10000 DM dotiert. In diesem Jahr zum zehntenmal.

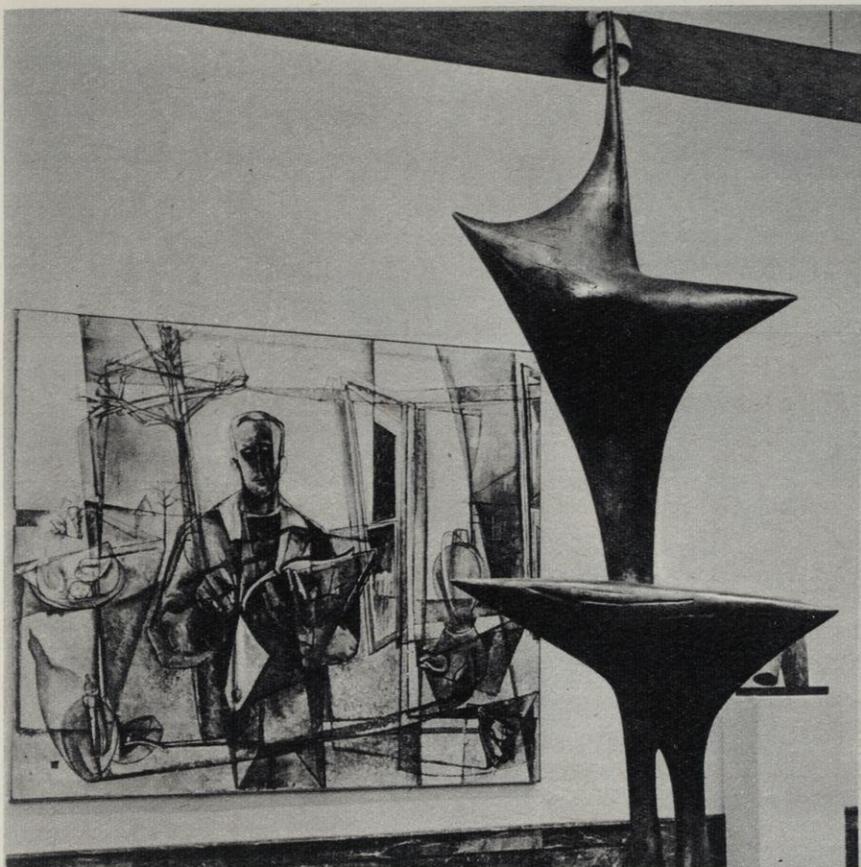
Eine Bewerbung hierfür ist unmöglich; die Preise werden nicht öffentlich ausgeschrieben. Galten sie ursprünglich jenen Persönlichkeiten, die durch ihr reifes künstlerisches Werk mit dem kulturellen Leben des Landes eng verbunden waren, so wurde der Rahmen später erweitert für jene, die die gesamtdeutsche Kultur bereichert hatten. Schließlich wurden „örtliche Bezogenheiten und Bindungen“ nicht mehr als Bedingungen genannt, und gerade in diesem Jahr sah man über die deutschen Grenzen hinweg und zeichnete den Schweizer Dichter Max Frisch und den italienischen Komponisten Luigi Dallapiccola aus.

Zu den ältesten Preisträgern gehören der Maler Julius Bretz (1870–1953) und die Schriftstellerin Gertrud von le Fort (geb. 1876); die jüngsten sind aus dem Gebiet der Baukunst Harald Deilmann (1920), aus dem der Musik B. A. Zimmermann (1918), aus der Bildhauerei Bernhard Heilige (1915) und aus der Malerei Hann Trier (1915). Den noch jüngeren Künstlern, dem Nachwuchs, werden die Förderpreise zuerkannt.

Wird der Große Kunstpreis und werden die vielen ungezählten Preise, die seit Kriegsende in der ganzen Bundesrepublik vergeben werden, von den Betroffenen wirklich als ehrenvolle Auszeichnung empfunden? Oder nimmt man in unserer materialistischen Zeit die damit verbundenen Geldzuwendungen bestenfalls als angenehme Aufbesserung des Portemonnaies, jenes Vermögens also, das die Berühmtheiten sich im Laufe der Jahre durch höchste Verkaufspreise ihrer Gemälde, Plastiken oder Bücher erworben haben? Ist der Wert der Prä-



Werner Gilles „Fischer in Booten“
Preis 1954



Bernhard Heiliger „Vegetative Form“

Preis 1956

Hinter der Plastik ein Bild von Georg Meistermann „Der Maler“

Preis 1955

Kurt Lehmann „Hirtenjunge“

Preis 1958

mien, Ehrengaben und Orden noch fragwürdiger geworden durch die Inflation der Instanzen, die Auszeichnungen verleihen, und durch die Tatsache, daß sich gleich mehrere Preise in einer Hand häufen? Der Maler Fritz Winter brachte es z. B. auf 13, der Dichter Heinrich Böll auf 9 Preise, der Maler und Professor Georg Meistermann auf 4 Preise und dazu das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik... Der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen in Düsseldorf nahm das Jubiläum des „Großen Kunstpreises“ zum Anlaß, eine Übersicht über die Preisträger der letzten zehn Jahre zu geben. Leider überzeugt die Ausstellung nicht durchwegs; mancher Künstler nahm sich die Freiheit und lieferte nicht seine besten Leistungen, ja nicht einmal halbwegs sein Bestes.

Das ist schade, da das Publikum angesichts einiger ausgestellten Stücke an der gerechten Entscheidung der Jury zweifeln könnte. Geht man jedoch den Namen, den Künstlern und deren Lebenswerk nach, so weiß man, daß es sich hier um die Elite der deutschen Kunst handelt.

Es würde zu weit führen, alle 51 Preisträger (1956 erhielten den Preis für Bildhauerei zwei Künstler: Bernhard Heiliger und Zoltan Szeckesy) zu nennen. Daher nur einige gleichsam historisch gewordene Größen: die Maler Erich Heckel und Karl Schmidt-Rottluff, die vor mehr als einem halben Jahrhundert die Brücke-Vereinigung gründeten und zu den Pionieren des deutschen Expressionismus gehören, der Surrealist und ebenfalls international anerkannte Max Ernst, die Bildhauer Gerhard Marcks, Ewald Mataré, Ludwig Gies und Kurt Lehmann, die über die Grenzen Deutschlands berühmten Architekten Dominikus Böhm und Rudolf Schwarz, dazu die in Amerika wohl mehr als im heutigen Deutschland bekannten Mies van der Rohe und Walter Gropius; die Komponisten Paul Hindemith und Boris Blacher und die Dichter Stefan Andres, Benn, Böll und Britting und die in Halle an der Saale geborene Ina Seidel.

Bei allen Schwächen, die eine demokratische Wertung mit sich bringen kann, wie man sieht, eine gute Auslese. Im übrigen sind die Möglichkeiten einer Jurierung weiter gespannt, freier als die der despotischen Herrscher von einst und der Diktatoren von heute.

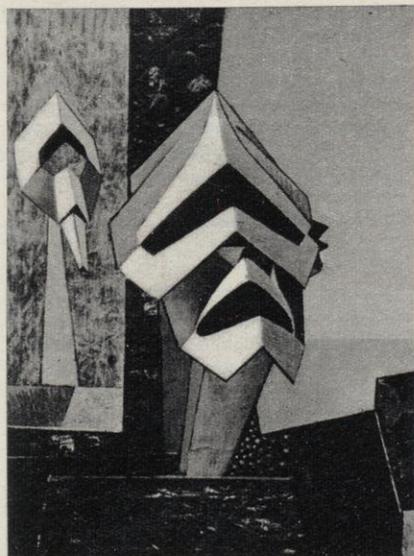
Die vom Land Nordrhein-Westfalen geförderten Jungen müssen sich noch beweisen. In diesem Jahr wurde die Auswahl folgend getroffen: Der Bochumer Maler Friedrich Lach, der Kölner Bildhauer Peter Großbach, der Schriftsteller Dieter Wellershoff aus Heidenbergen / Siegburg, der Pianist Günter Ludwig aus Wuppertal, die Schauspielerin Elsbeth May aus Neuß und die Opernsängerin Christa Kreß aus Hagen, der Tänzer Uwe Ewers aus Gelsenkirchen und als Architekt Ernst Althoff aus Krefeld.

Günther Ott

Fotos: Udo Hoffmann

Max Ernst „Geburt der Komödie“

Preis 1954



Lernen

um

das

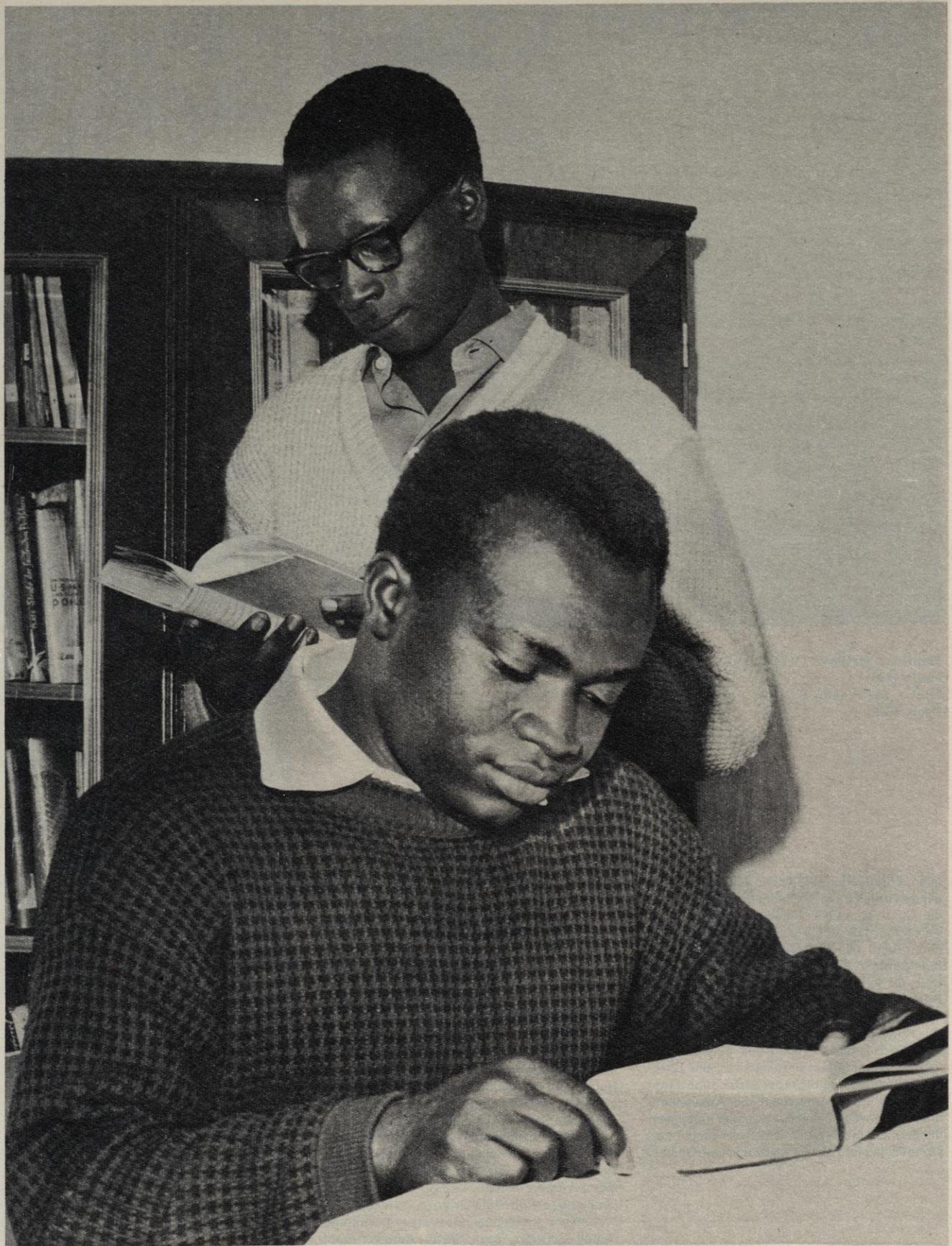
Erlernte

in

die

Tat

umzusetzen



Es trocken in den Sonnenstrahlen die Tränen, die dein Ahn vergoß als er in diesen Steppen gefoltert wurde! Unser Volk wird frei und glücklich sein, in unserem Kongo leben. Hier, im Herzen Afrikas.

P. L.

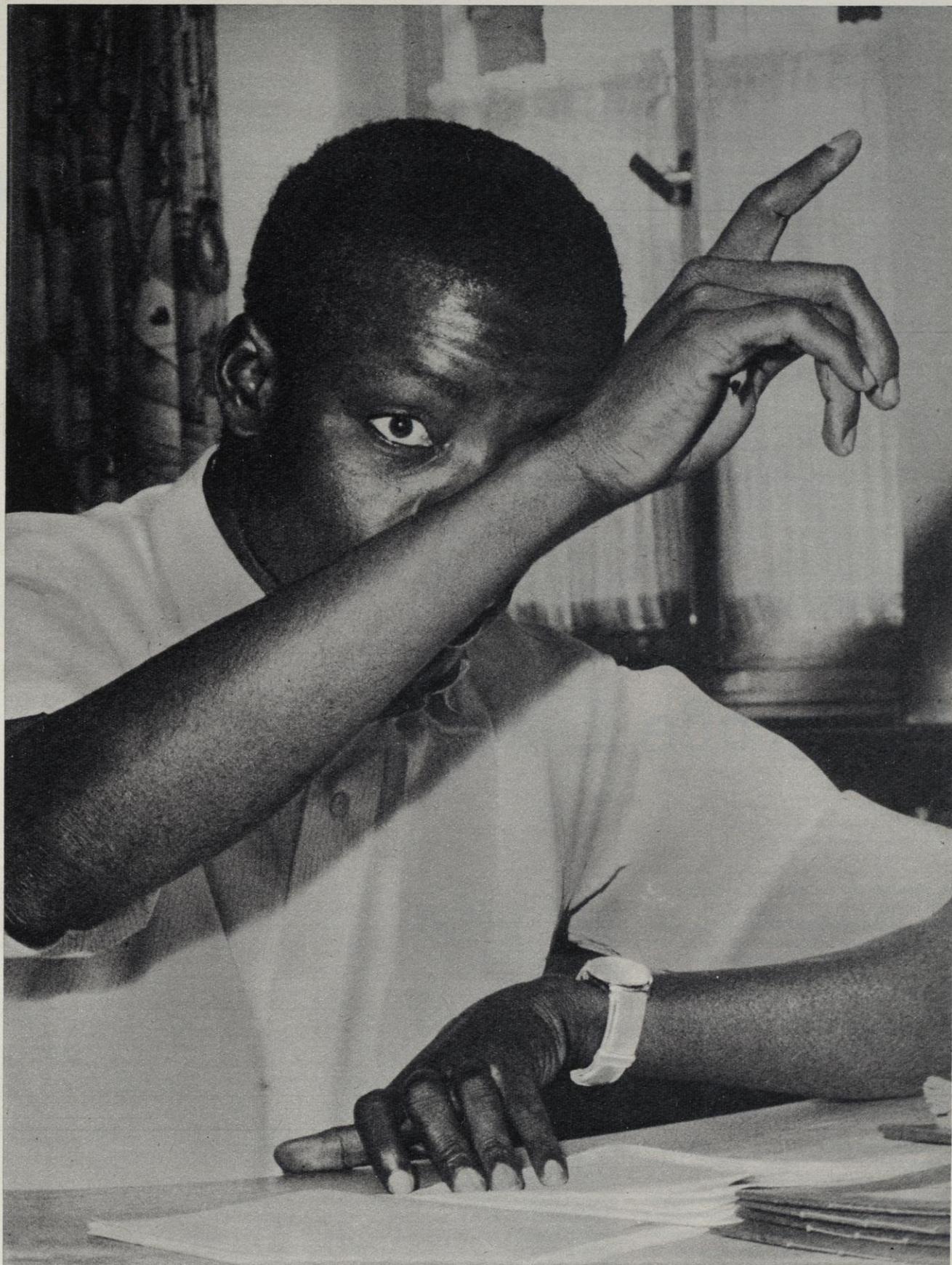
In dem christlichen Jugenddorf General Blumenthal in Recklinghausen waren 40 junge Leute aus dem Kongo zu Gast. Sie kamen alle aus einem Land, das monatelang die Spalten unserer Zeitungen füllte, das einen erbitterten Kampf um Freiheit und Selbstbestimmung führte. Der Kongo, zehnmal größer als die Bundesrepublik, liegt mitten im Herzen eines Kontinents, dessen Völker mehr und mehr ihr Selbstbewußtsein finden und sich gegen Unterdrückung und Rassendiskriminierung wehren. Die zum Teil sehr jungen Kongolesen sind in die Bundesrepublik gekommen, um sich in verschiedenen Berufen ausbilden zu lassen. Um die Voraussetzung zu diesem Lehrprogramm zu schaffen, lernten sie einige Monate lang deutsch.

Eifrige Gesichter beugten sich über deutsche Lehrbücher. Nach dem Vorlesen folgte ein Kapitel Grammatik: „Das Buch liegt auf dem Tisch. Ich lege das Buch auf den Tisch.“ Die Schüler sind mit Interesse bei der Sache. „Der Elefant hebt seinen Rüssel.“ Es klappt ausgezeichnet. Unsere Gäste waren nach kurzer Zeit schon in der Lage, sich gut in deutscher Sprache zu verständigen. In der Pause saß ich mit einigen von ihnen zusammen – und unsere Unterhaltung wird deutsch geführt.

Unser junger Freund Josef Hatamba hat schon eine Tischlerlehre in seiner Heimat hinter sich. „Ich möchte Lehrer werden“, erzählt er mir, „denn bei uns herrscht großer Mangel an Lehrkräften und das ist für den Aufbau unseres Staates ein vordringliches Problem. Wir haben natürlich Schulpflicht, aber es fehlt überall noch an Schulen.“ Auf meine Frage nach der Lehrausbildung im Kongo, erklärt er mir, daß er drei Jahre lang gelernt hat. „Die Ausbildung kostet 450 frs. für jeweils drei Monate.“ „Waren Sie auch Mitglied einer Gewerkschaft?“ „Ja, es ist notwendig, organisiert zu sein“, sagt er

bestimmt. „Die Gewerkschaften setzen sich ja für bessere Löhne, bei Entlassungen und in vielen anderen Dingen für uns ein.“ Von Zembele Kizito erfahre ich einiges von den Schwierigkeiten, deren Lösung ihnen besonders am Herzen liegt. „In vielen Berufen sind große Lücken, es fehlen uns überall Facharbeiter. Wissenschaftler und Techniker sind fast alles Europäer. Aber wir möchten natürlich eigene Wissenschaftler und Techniker in unserem Volke ausbilden.“

„Und was meinen Sie zu der Abspaltung von Katanga?“ möchte ich wissen. „Wir wünschen eine Wiedervereinigung, so bald als möglich. Die Arbeiter von Katanga haben keinen Kontakt mit uns. Wir hoffen sehr, daß sich das eines Tages ändert und wir dann gemeinsam am Aufbau unseres Landes arbeiten können.“ Doch zu anderen politischen Fragen wollen sie nicht Stellung nehmen. „Um Politik kümmern wir uns nicht. Wir haben einmal gewählt und alles Weitere überlassen wir unseren Politikern!“



Und dann erzählt mir Nadito Hexis, der Gewerkschaftsangestellter war, von dem Verdienst der Arbeiter, der durchschnittlich bei 500 frs. im Monat liegt: „Es ist sehr wenig. Ein Sack Mais kostet 300 frs., eine Flasche Bier 15 frs., und davon muß dann die ganze Familie leben.“ „Sind viele Frauen im Kongo berufstätig?“ frage ich interessiert. „Bis heute arbeiten nur sehr wenige, und auch nur Unverheiratete, in bestimmten Berufen als Büroangestellte, Krankenschwestern, Verkäuferinnen, Lehrerinnen. In den Fabriken sind bis jetzt nur Mädchen in der Textilindustrie tätig.“

Mit welchem Interesse unsere afrikanischen Gäste das Leben in unserem Lande beobachten, zeigt sich bei den Fragen, die sie mir stellen. „Hier sind die Mädchen alle berufstätig. Können sie auch kochen?“ und „Auch sehr viele verheiratete Frauen gehen einem Beruf nach. Wer kümmert sich um die Kinder und macht die Hausarbeit?“ Es ist unseren Freunden auch aufgefallen, daß viele Familien hier wenig Kinder haben. „In Afrika heiratet man, um Kinder zu haben.“

Kürzlich traf eine traurige Nachricht aus Afrika hier ein. Die Ehefrau eines der Kongoleesen war gestorben. Am Abend setzten sich alle 39 Afrikaner um ihn herum, um ihn in seiner Trauer nicht allein zu lassen. „Das ist bei uns zu Hause so üblich“, erzählten sie. „Wenn jemand großes Leid zu tragen hat, versuchen wir alle, ihn zu trösten und ihm darüber hinwegzuhelfen.“ Sie haben sich inzwischen hier eingelebt, wissen die Freizeit nutzbringend mit Lesen, Diskussionen und auch Sport auszufüllen. Ein Teil der deutschen Bevölkerung versucht, ihnen über einige Schwierigkeiten, die schon durch den Klimawechsel und die völlig veränderten Lebensverhältnisse auftauchen, hinwegzuhelfen.

Sicherlich nehmen die kongolesischen Gäste eine Reihe von Erfahrungen mit in die Heimat, die ihnen von großem Nutzen sein werden. Leider bleiben ihnen aber auch Eindrücke nicht erspart, die für uns wenig schmeichelhaft sind. Es ist kaum anzunehmen, daß in dem Zeitalter, wo Rundfunk oder Fernsehen in kaum einem Haushalt fehlen, nicht bekannt wäre, daß es Menschen mit anderer Hautfarbe gibt. Und doch spricht das Benehmen so vieler dafür. Es bleibt nicht allein beim langen, peinlichen Anstarren, es werden oft Bemerkungen laut, die sehr verletzend sind und einen Bildungsgrad erkennen lassen, der geradezu beschämend ist. Es werden auch vielfach Stimmen laut: „Die Afrikaner wissen mit ihrer Freiheit noch nichts anzufangen...“ oder „... Sie sind gar nicht in der Lage, sich selbst zu regieren.“ Mangelnde Berichterstattung und falsche Meldungen geben solchen Ansichten immer wieder neue Nahrung. Es ist leider zu wenig bekannt, was 80 Jahre europäische Herrschaft

dem Kongo und seinem eingeborenen Volke gebracht haben.

Als König Leopold II. im Jahre 1876 die „Internationale Gesellschaft für die Erforschung und Zivilisation Afrikas“ gründete, bestand die Erforschung darin, daß sich diese Gesellschaft zum Eigentümer des ganzen Landes erhob. Und die Zivilisation kam in der Form zu der Bevölkerung, daß man sie alle zu Leibeigenen machte und zu unbezahlter Zwangsarbeit verpflichtete. Beim geringsten Anlaß mußten sie Strafen über sich ergehen lassen, die an Brutalität nicht zu überbieten waren durch Folterungen, Händeaushacken und Verstümmelungen anderer Art. Arbeiten, schweigen und dulden hieß das Gebot, unter dem die Kongoleesen ihr Leben fristeten.

Wenn man bedenkt, daß das monatliche Einkommen heute noch 14 DM pro Kopf beträgt und eines der größten belgischen Unternehmen, die „Union Minière du Haut Katanga“, in welchem 50 000 afrikanische Arbeiter be-

schäftigt sind, ihren Aktionären eine jährliche Dividende ausschüttet, die dem Jahreseinkommen von 400 000 afrikanischen Arbeitern (einem Drittel der gesamten Arbeiterschaft im Kongo) entspricht; wenn man ferner bedenkt, daß, als die Arbeiter dieses Unternehmens im Jahre 1942 pro Tag 50 Centimes mehr verdienen wollten, man sie rücksichtslos zusammenschloß, wobei 90 ihr Leben ließen; wenn man solche Einzelheiten bedenkt, wirkt das vielzitierte Gerede von der „... väterlichen Fürsorge der weißen Herrschaft für die unmündigen Schwarzen...“ mehr als peinlich. Denn diese Fürsorge bestand vor allem bis zum 30. Juni 1960, an dem der Kongo seine Unabhängigkeit bekam, auch darin, die Afrikaner in Unwissenheit zu lassen, nichts für ihre Bildung zu tun und sie vom Nachdenken abzuhalten. Natürlich hielten technische Ererbschaften und jene Dinge, die zur modernen Zivilisation gehören, ihren Einzug im Kongo. Sie blieben aber größtenteils den Weißen vorbehalten. Sollten wir mit dem Wissen solcher Tatsachen nicht durch eine eindeutige

Haltung zeigen, daß wir die durch nichts zu rechtfertigende Unterdrückung, Ausbeutung und alle Rassenvorurteile auf das schärfste verurteilen und verachten?

Es mag vielleicht jenen Eltern zu denken geben, die ihren Kindern mit der Warnung: „Seid artig, sonst kommt der schwarze Mann!“ angst machen wollen. In Recklinghausen kamen die Kinder solcher Eltern empört nach Hause: „Es ist ja gar nicht wahr, was ihr uns immer vom schwarzen Mann sagt. Die schwarzen Männer hier sind ja überhaupt nicht böse, die sind ja gut!“

Der Übergang von kolonialer Abhängigkeit zur Selbstbestimmung ist nicht leicht, und es ist nicht allein ein Zeichen von Fortschritt und Kultur, sondern auch Christenpflicht, wenn man diesen Völkern jede nur mögliche Hilfe und menschliches Verständnis entgegenbringt.

Text und Fotos: Herta Arbert



Die große Ernte

Erzählung von Wolfgang Altendorf

Vielleicht war die Arbeit zuviel gewesen? In diesen Wochen drängte sich alles zusammen, und es war ihr, als wüchse die Arbeit über dem Haus zusammen: die Äcker, die Wiesen, das Vieh – und wo sie eine Lücke schlug in das Gestrüpp von Arbeit, wucherte es wieder zu. Sie hatte gesagt: Ich habe keine Zeit. Sie hatte das zu ihrem Sohn gesagt, der vor ihr stand und etwas von ihr wollte, irgend etwas, wofür sie keine Zeit hatte. Sieh zu, daß wir die Dreschmaschine kriegen, daß uns der Peltzer, dieser Gauner, nicht wieder zuvorkommt wie voriges Jahr. Du weißt, daß er keine Rücksicht kennt. Der würde am liebsten das ganze Dorf aufkaufen. Und denk an die Kartoffeln. Sprich mit Schmitt von der Genossenschaft.

Sie hatte keine Zeit gehabt für ihn, und nun war es passiert. In der Nacht erklang das Signalhorn. Peltzers Scheune brannte, in der bis oben hin das Getreide lag. Der Feuerschein erhellte das ganze Dorf. Weshalb hatte er es getan? Sie wußte es nicht. Aus Verzweiflung? Deshalb, weil sie ihrem Sohn nicht den notwendigen Halt gegeben hatte, seit der Vater draußen geblieben war in Rußland? Weil sie keine Zeit für ihn übriggehabt hatte?

Der Polizist zuckte die Achsel. Wir müssen ihn mitnehmen, da hilft alles nichts. Natürlich ist das jetzt schlimm für Sie, so mitten in der Hauptarbeit. Aber es ist ja nicht meine Schuld, oder?

Nein, es war nicht die Schuld des Polizisten, daß ihr Sohn zum Brandstifter geworden war. Es war ihre Schuld. Sie hatte es getan, sie allein ...

Am Sonntag war nun das Erntedankfest. Wem sollte sie danken? Für was sollte sie danken? Für die Arbeit? Für die Ernte? Sie hatte das alles doch nur bewältigt, weil sie sich abschufelte, weil sie nicht mehr denken wollte an das, was geschehen war. Ja, ja, alles war in schönster Ordnung: Der Weizen war gedroschen, der Roggen. Die Kartoffeln waren zum größten Teil verkauft, die Rüben lagerten in den Mieten. Das Geld würde kommen, und das

Jahr war abgesichert. Ein Wunder? Gewiß! Aber ein Wunder aus der tiefen Verzweiflung heraus. Um ihre Angst zu betäuben, hatte sie die Arbeit getan, um nicht immer und immer wieder die Hoffnungslosigkeit zu spüren.

Sie stand vor dem Gerichtsgebäude, griff in ihre Tasche und holte den Brief heraus. Der Untersuchungsrichter wollte sie sprechen. In Sachen Ihres Sohnes – so stand da –, um zehn Uhr dreißig, Zimmer dreiundzwanzig. Der Portier nahm ihren Brief, telefonierte, nickte und beschrieb ihr den Weg. Er führte die Treppen hoch, durch lange Gänge, und es fiel ihr alles wieder ein, der Nachmittag, als ihr Sohn versucht hatte mit ihr zu sprechen, der Abend – es war spät, und er ging weg zum Tanz in die Gastwirtschaft Stroth, ohne ein Wort zu sagen. Das Feuer in der Nacht. Als er zurückkam, wurde sie wach, sah auf den Wecker. Es war zwei Uhr zwanzig. Sie schlief sofort wieder ein. Die Arbeit lag wie Blei in ihren Gliedern. Noch in ihren Traum hinein schlugen die Flammen. Dann der Morgen. Sie roch den Qualm in seinen Kleidern. Der Polizist erschien mit dem Haftbefehl. Ihre Frage: Wie konntest du das tun? – Keine Antwort. Und das war die Verlassenheit.

Nehmen Sie Platz, sagte der Untersuchungsrichter. Er sah sie prüfend an, räusperte sich, blätterte in den Akten. – Ihr Sohn versteift sich darauf, daß er es getan hat. Wir aber haben Gründe, daran zu zweifeln. Vielleicht können Sie uns – und Ihrem Sohn helfen?

Sie blickte von ihrer Tasche hoch. Helfen? fragte sie. Und dann: Ja, helfen! Alles will ich tun. Er ist unschuldig! Sie sagte es, obwohl sie nie an seiner Schuld, an ihrer Schuld, gezweifelt hatte. Sie hatte die Gewißheit mit der Arbeit zu betäuben versucht. Nun aber: Die Arbeit war getan, die dumpfe Last von ihr gegliedert. Natürlich ist er unschuldig, sagte sie. Der Untersuchungsrichter nickte. Nach dem Sachverständigengutachten ist der Brand mit Benzin gelegt worden. Die Reste der Flasche wurden gefunden. Ja? – fragte sie.

Ihr Sohn aber will Streichholz und Papier benutzt haben. Außerdem traue ich ihm so etwas nicht zu. Es fehlt auch das Motiv. Da spielen ganz andere Dinge mit, die wir gerne wissen möchten. – Er nickte zur Tür hin. Gehen Sie da hinein. Reden Sie mit ihm.

Er stand vor ihr, bleich, mager, mit stummen Augen. Sie ging auf ihn zu, streichelte ihn, fuhr mit ihren harten, verarbeiteten Händen über sein Gesicht. Da brach es aus ihm hervor. Ein Schluchzen schüttelte seinen Körper. Sie wußte nicht, daß auch sie so aussah wie er: bleich, mager, verhärtet, daß er die ganze Verzweiflung in ihrem Gesicht las, daß diese Verzweiflung ihn traf, schmerzhaft und tief, daß sie ihn überwältigte.

Du hast es nicht getan, sagte sie. Du mußt mir helfen, mir und dir. Es ist wichtig für uns beide. Ich habe die Arbeit für dich getan, und es war eine große Ernte. Einmal wird der Hof dir gehören, und du weißt wie das ist, wenn man nur einmal etwas versäumt. Ich habe nichts versäumt, obwohl meine Kräfte nicht ausreichten. Die Ernte ist unter Dach. Ich habe es für dich getan!

Nun saß er wieder dem Untersuchungsrichter gegenüber, aber die Mutter war bei ihm, saß neben ihm, hielt ihm die Hand. War es da noch wichtig, daß er Robert geschworen hatte, nichts zu verraten? Es war nicht wichtig, nun nicht mehr! Niemand glaubte mehr, daß er es getan hatte. So mußte er reden. Aber das war nicht alles. Er hielt es nicht mehr aus in dieser Enge. Er mußte die Äcker sehen, das Dorf, das Haus, alles, was ihm gehörte. Auch den Hügel mit den Fichten, den kleinen Fluß, die Kirche. Ja, auch die Kirche. Und weshalb hat dieser Robert das Feuer gelegt? fragte der Richter.

Aus Rache! – Wie leer das nun klang: aus Rache! Der Bauer Peltzer hat Roberts Vater damals über die Hälfte der Äcker abgekauft. Und dann hieß es überall: Er hat zu wenig dafür bezahlt. Er hat dich übers Ohr gehauen. Das ganze Dorf sprach davon. Es waren gute Äcker, und es stimmt, daß Peltzer zu wenig dafür bezahlt hat. Aber weshalb hat er dann verkauft?

Weil er das Geld brauchte. Roberts Vater hat die Äcker verschleudert, und als er starb nach dem Unfall mit dem Traktor, als Robert allein war, da hatte er nichts mehr. Er ging zu Peltzer, um die Sache mit dem Verkauf zu klären. Peltzer warf ihn zur Tür hinaus.

Er hat dir erzählt, daß er die Scheune anstecken wollte?

Ja. Aber vorher mußte ich ihm schwören, nichts zu verraten. Die Mutter blickte zum Richter hin. Er wollte mit mir darüber sprechen. Aber ich hatte keine Zeit. Die Ernte ... Er wollte mich fragen, ob es richtig sei, einen Schwur zu halten, der kein Schwur ist. Ich konnte ihm keine Antwort geben, weil ich keine Zeit hatte. Ich bin schuld, nur ich!

Was hast du getan in der Nacht? fragte der Untersuchungsrichter.

Ich wollte ... Er stockte. Wir saßen bei Stroth in der Gastwirtschaft. Dort war an diesem Abend Tanz. Ich sah, wie er wegrannte, sah ihn genau. Ich wollte das Feuer löschen, aber es war zu spät. Da habe ich Peltzer geweckt und Alarm geschlagen. Als sie mich fragten, wer es getan hatte, durfte ich nichts sagen. Der Schwur ... Da war es einfacher, alles auf mich zu nehmen.

Der Richter schob die Akte weg. Sie können Ihren Sohn mit nach Hause nehmen, sagte er. Er muß sich uns natürlich zur Verfügung halten, bis alles restlos geklärt ist. Und passen Sie etwas besser auf ihn auf, damit er nicht noch größere Dummheiten macht ...

Erntedank. Sie saßen am Abend in der Küche. Von der Gastwirtschaft Stroth klang verweht die Tanzmusik zu ihnen her. Der Sohn saß bei ihr. Sie sah ihn an. Und nun wußte sie, wofür sie zu danken hatte, wem sie zu danken hatte. Ein gutes Jahr ging seinem Ende zu. Die große Ernte war eingebracht.

Von Ernst Kreuder

Ich erwachte aus dem späten Mittagsschlaf und starrte auf ein vergittertes Fenster. Die Eisenstangen waren außerdem mit Maschendraht bespannt, wegen der Katzen. Hinter der Wand hupte ein Motorboot, dadurch wußte ich wieder, wo ich war. Ich wohnte in Venedig, San Felice 3606, im Hinterhof, bei Signora Lessi, in dem billigen Zimmer hinter der Küche.

Meine Schreibmaschine stand auf einem winzigen Tischchen unter dem Fenster. Seit Tagen kam ich mit meiner neuen Erzählung nicht recht voran. Ich stand auf, erfrischte mich am Waschbecken und öffnete die Tür zur Küche. Meine Wirtin, eine lebhaft Sechzigerin, war wieder einmal ausgegangen. Ich filterte mir eine Tasse Kaffee, trank sie am Küchentisch, rauchte und hatte wenig Lust, mich hinter die Schreibmaschine zu setzen. Ich wollte lieber in den Markusdom gehen. Dort hatte ich gestern nachmittag lange gesessen, im weiten Halbdunkel der vielen Kerzen, das Goldmosaik der Kuppel leuchtete an einigen Stellen, wie von der Sonne getroffen, während es draußen schon dunkelte.

An der Flurtüre stellte ich fest, daß Signora Lessi abgeschlossen hatte. Ich griff in die Tasche nach meinem Schlüssel, ich hatte ihn nicht mehr. Ich durchsuchte mein Zimmer, vergebens. Ich war eingeschlossen. Mißmutig lief ich in das große Wohnzimmer, dort waren die Fenster nicht vergittert, denn darunter war die Lagune. Ich beugte mich übers Fenstersims, auf dem schwarzen Wasser war niemand zu sehen. Schräg gegenüber lag ein Kahn, hoch mit Koks beladen. Es dämmerte über der Lagune.

Sollte ich einen Schlosser anrufen? Unkosten und Scherereien, dachte ich. Unentschlossen lief ich im Wohnzimmer auf und ab. Ein Geräusch unterm Fenster lenkte mich ab. Ich lehnte mich über die Fensterbank. Unter mir, dicht an der Mauer, hielt ein schwarzes Boot. Der Mann, der sich jetzt im Boot aufrichtete, bewegte die Arme mit einer flehenden Geste und warf mir im gleichen Augenblick etwas zu. Unwillkürlich fing ich es auf.

„Festmachen!“ rief er mit verzweifelt ausgestreckten Händen. Ich betrachtete das dicke, ausgefranste Seil in meinen Händen. Der faulige Gestank der Lagune stieg herauf.

„Aber, ich kenne Sie gar nicht“, rief ich hinunter.

„Schnell, Signore“, bat er mit ausgebreiteten Armen.

In der Ferne heulte eine Sirene. Ich überlegte, daß dies die Chance für mich war, die abgesperrte Wohnung zu verlassen.

„Ich habe Sie noch nie gesehen“, rief ich hinunter, „wohnen Sie denn hier?“

Er nickte ungeduldig. „Machen Sie nur schnell“, rief er.

Wenn ich in sein Boot hinunter wollte, mußte ich auf jeden Fall das Seil festmachen. Ich schlang es um den Fuß einer schweren Kommode, auf der die Familienbilder standen. Der Warnton der Polizeisirenen drang über den Lagunen näher.

„Ziehen Sie erst den Sack herauf“, rief der Mann im Boot und hielt einen grünen Seesack in die Höhe. Ich hievte den Sack herauf und stellte ihn auf den Fußboden, es klirrte und klapperte darin. Das Sirenengeheul wurde lauter. Ich band das Seil vom Seesack los und warf es hinunter. Hand über Hand, die Füße gegen die Mauer gestemmt, kletterte der Mann flink herauf. Ich zog ihn über die Fensterbank. Er warf das Seil ins Zimmer und schloß das Fenster. Auf der Lagune brauste die Polizeibarkasse vorbei, die Sirene heulte mißtönig. Der magere, braunhäutige Mann im löcherigen, schwarzen Sweater setzte sich schnaufend in den grünen Plüschsessel. Er zündete sich eine

Der August

Von Erich Kästner

**Nun hebt das Jahr die Sense hoch
und mäht die Sommertage wie ein Bauer.
Wer sät, muß ernten.
Und wer mäht, muß säen.
Nichts bleibt, mein Herz. Und alles ist von Dauer.**

**Stockrosen stehen hinterm Zaun
in ihren alten, brüchigseidnen Trachten.
Die Sonnenblumen, üppig blond und braun,
mit Schleiern vorm Gesicht, schaun aus wie Frau'n,
die eine Reise in die Hauptstadt machten.**

**Wann reisen sie? Bei Tage kaum.
Stets leuchteten sie golden am Stakete.
Wann reisten sie? Vielleicht im Traum?
Nachts, als der Duft vom Lindenbaum
an ihnen abschiedssüß vorüberwehte?**

**In Büchern liest man groß und breit,
selbst das Unendliche sei nicht unendlich.
Man dreht und wendet Raum und Zeit.
Man ist gescheiter als gescheit, —
das Unverständliche bleibt unverständlich.**

**Ein Erntewagen schwankt durchs Feld.
Im Garten riecht's nach Minze und Kamille.
Man sieht die Hitze. Und man hört die Stille.
Wie klein ist heut die ganze Welt!
Wie groß und grenzenlos ist die Idylle . . .**

**Nichts bleibt, mein Herz. Bald sagt der Tag Gutnacht.
Sternschnuppen fallen dann, silbern und sacht,
ins Irgendwo, wie Tränen ohne Trauer.
Dann wünsche deinen Wunsch, doch gib gut acht!
Nichts bleibt, mein Herz. Und alles ist von Dauer.**

Zigarette an und rauchte schnell, starr vor sich hinblickend.

„War wieder ganz knapp, Kamerad“, sagte er, seine Augen funkelten. Ich nickte unwillkürlich. Ich war gewiß nicht sein Kamerad. Doch das sagt man niemand in solchen Augenblicken. Draußen an der Tür schrillte heftig die Klingel. „Was haben Sie in diesem Seesack?“ fragte ich.

„Bitte, Signore“, sagte er, „Sie haben mich überhaupt nicht gesehen, Sie verstehen?“ Draußen wurde ununterbrochen geklingelt. Ich verstand nur, daß ich nichts verstehen sollte. Ich schloß die Wohnzimmertür hinter mir und ging in den Flur hinunter.

„Wer ist draußen?“ rief ich, „ich bin hier eingeschlossen und habe keinen Schlüssel. Ich muß warten, bis Signora Lessi zurückkommt.“ „Wer sind Sie denn?“ rief der Polizist draußen. „Ich bin Schriftsteller“, sagte ich, „ich schreibe für Zeitungen. Ich wohne hier seit vier Wochen.“ „Hat doch gar keinen Zweck“, sagte draußen eine heftige Stimme zu dem Polizisten, „lassen Sie die Schuppen im Hof durchsuchen.“

Auf dem Flurtischchen neben mir läutete das Telefon.

„Entschuldigen Sie mich bitte einen Augenblick“, sagte ich gegen die Türe, nahm den Hörer ab und meldete mich.

„Hier ist Signora Lessi“, antwortete eine flatterige Stimme. „Es tut mir schrecklich leid, ich habe aus Versehen Ihren Schlüssel mitgenommen und Sie eingesperrt. Am Rialto habe ich's erst gemerkt. Ich komme mit dem nächsten Motoscafo zurück.“

„Bitte hetzen Sie sich nicht, Signora Lessi“, sagte ich, „ich sitze sowieso an der Schreibmaschine.“ Ich legte auf. „Sind Sie noch draußen?“ rief ich an der Türe; niemand antwortete. Ich ging ins Wohnzimmer zurück. Der braunhäutige Mann lächelte ängstlich. Ich öffnete das Fenster und blickte auf das Wasser. „Inzwischen ist Ihr Boot abgetrieben“, sagte ich.

„Hatte es mir nur ausgeliehen“, sagte er und stand auf. „Ich habe Werkzeug, jetzt werden Sie ausgehen können, kommen Sie mit.“

Ich stand neben ihm an der Flurtür, als er mit einem winzigen Haken leise im Türschloß hantierte, bis es plötzlich aufsprang. Er öffnete die Türe um einen Spalt und lauschte mit geschlossenen Augen. Im Treppenhaus und im Hof blieb alles still. Er eilte ins Wohnzimmer und kam mit dem Seesack auf dem Rücken zurück.

„Wenn Sie einmal in Not sind, Signore“, sagte er flüsternd, „dann fragen Sie auf dem Fischmarkt nach Luigi dem Flinken.“

„Was ist eigentlich in dem Seesack?“ fragte ich.

„Ein Güterzug“, sagte er leise, „ein Stationsgebäude, ein Tunnel, Signallampen und Schienen.“

„Haben Sie denn noch kleine Kinder?“

„Vier“, sagte er.

„Hören Sie zu, Luigi“, sagte ich, „wie heißt das Warenhaus, wo Sie in der Eile vergessen haben zu bezahlen? Ich möchte das mit einer Postanweisung erledigen.“

„Sie werden mich nicht verraten? Ich fand den Güterzug im ‚Kosmos‘.“

„Ich werde dort nach dem Preis Ihrer Eisenbahnanlage fragen. Im übrigen, Sie kennen mich nicht, Sie haben mich nie gesehen.“

„Niemals, Signore“, sagte er, seine Augen funkelten. „Sie sind ein Kamerad. Ich danke Ihnen.“

Ich blickte ihm nach, wie er leise, mit dem klirrenden Sack auf dem Rücken durch den dunklen, nach Katzen riechenden Hof davoneilte.

Bei den Indianern der Anden

Oskar Baier, von der wirtschaftspolitischen Abteilung des DGB, der kürzlich vom Bundesvorstand nach Peru entsandt wurde, um eine von den deutschen Gewerkschaften gestiftete Handwerkerschule für junge Indianer in Taraco am Titicacasee ihrer Bestimmung zu übergeben, hat für uns zwei Artikel geschrieben. Er schildert darin nicht nur den Einsatz der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) und des DGB für die Indios des Andenhochlandes, sondern umreißt auch die Probleme, um die es dabei geht.

Vornweg möchte ich gestehen, daß ich von den lateinamerikanischen Indios kaum eine Ahnung und recht falsche Vorstellungen hatte, als mich der Bundesvorstand des DGB 1960 erstmalig nach Südperu entsandte, um dort den Bau einer Handwerkerschule in Taraco einzuleiten. Mir war damals auch nicht ganz klar, warum gerade in den fernen Andenhöhen auf dem „Dache Südamerikas“ geholfen werden sollte. Was ich darüber gelesen hatte, war nur geeignet, mich noch mehr zu verwirren, weil in allen Darstellungen der Begriff „Indio“ unscharf umrissen und vielfach verzeichnet war. Heute, nach eingehender Beschäftigung mit dem ganzen Fragekreis an Ort und Stelle, sehe ich die Dinge klarer und möchte darum einleitend, um meine ganze Schilderung verständlich zu machen, den bei uns häufigsten Vorstellungsfehler zu verbessern trachten, indem ich die Frage beantworte: „Was ist eigentlich ein Indio?“

Das klingt zunächst ganz dumm. Wir haben doch in der Schule bereits gelernt, daß die Indios wahrscheinlich von den Mongolen abstammen und die Länder Mittel- und Südamerikas seit uralten Zeiten, d. h. Tausenden von Jahren vor dem Eintreffen des Entdeckers Kolumbus, bewohnten und beeindruckende Kulturen, wie die der Maya und Azteken in Mittelamerika und der Inka in Peru, Bolivien und Ecuador hervorbrachten. Aber ich habe in Peru und Bolivien sehr schnell begreifen müssen, daß diese schematische und anthropologisch-rassistische Auslegung nie ganz des Pudels Kern trifft. Viele Lateinamerikaner aller Berufe und Schichten, bis in die führenden Kreise, haben eine dunkelbraune Hautfarbe und alle sonstigen Merkmale ihrer mehr oder minder direkten Abstammung von den alten indianischen Kulturvölkern. Niemandem aber würde es einfallen, diese Leute deshalb als „Indios“ zu bezeichnen, denn rassistisch denkt und fühlt man höchstens in einigen Familien der Oligarchie, der sogenannten „Gesellschaft“, die sich etwas darauf einbildet, direkt von irgendeinem der spanischen Eroberer abzustammen, auch wenn sich selbst bei ihnen bereits indianische Merkmale deutlich machen.

Nicht einmal Mitglieder dieser Kreise sehen jedoch in einem braunhäutigen, schwarzhaarigen, kleinwüchsigen Peruaner oder Bolivianer unbedingt einen Indio, wenn dieser Mensch – mag er auch körperlich ein noch so typischer Aymara oder Quetschua sein – nicht mehr wie ein Indio lebt. Und damit sind wir bei des Rätsels Lösung:

Indio ist **nur**, wer heute noch in den gleichen, unveränderten Lebensbedingungen lebt, wie zur Zeit der Ankunft der spanischen Eroberer im Jahre 1524, mit anderen Worten: Der Mensch, der nur Quetschua oder Aymara spricht, indianische Tracht trägt, in einer indianischen Stammesgemeinschaft (Comunidad) lebt, eine höchst primitive Landwirtschaft und Viehzucht als Lebensunterhalt betreibt und, trotz vier Jahrhunderte Christianisierung, es nur zu einem Form- und Scheinkatholizismus in Verbindung mit den magischen und religiösen Vorstellungen der indianischen Vergangenheit brachte.

Vereinfachend können wir sagen: Indio ist, wer in der alten indianischen Kultur und Lebensweise konservativ verhaftet blieb und Zeit und Entwicklung, wenn man von kleineren Konzessionen absieht, wirkungslos an sich vorüberlassen ließ.

Ein junger Indio, welcher den Entschluß faßt, seine Stammesgemeinschaft zu verlassen, um in die Bergwerke oder in die Stadt zu gehen, den Sprung aus der rein landwirtschaftlichen Unterhaltswirtschaft seiner Väter und Brüder in die produzierende und konsumierende Volkswirtschaft seines Landes tut und sich nicht mehr wie ein Indianer anzieht, **hört auf, ein**



Indio zu sein. Indio ist in diesen Ländern ein soziologischer Begriff!

Diese Unterscheidung ist wichtig für Nicht-Lateinamerikaner, die diese Dinge verstehen wollen. Ich erlebte z. B. in Peru, daß ausgerechnet ein deutscher Journalist von der Presse als „Nazi“ beschimpft wurde, weil er in einem Artikel behauptet hatte, im peruanischen Symphonieorchester spielten eine ganze Reihe „Indios“ mit. Nach der Rassentafel im Schulatlas oder im Konversationslexikon hatte er zweifellos Recht, aber nach peruanischen Begriffen beleidigte er die braven Musikanten als nicht entwickelte Menschen, als steckengebliebene Ureinwohner.

Diese Klärung des Begriffes schärft auch unser Auge für das sogenannte „Indioprobem“, um dessen Lösung der Einsatz der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) in Genf in den Andenstaaten Peru, Bolivien und Ecuador geht, denn sie macht verständlich, was eigentlich mit der sogenannten „Integration“, sprich Eingliederung der indianischen Bevölkerung, gemeint ist: die Verwandlung der im 16. Jahrhundert stecken gebliebenen Indios zu modernen Zeitgenossen!

In den drei Andenstaaten gibt es heute rund 7 Millionen Nachfahren der Aymara und Quetschua (so hießen die beiden staatstragenden Hauptvölker des Inkareiches, welches etwa von der heutigen Nordgrenze Ecuadors bis tief hinein nach Nordargentinien und Nordchile reichte), die noch in jedem Sinne Indios sind, d. h. sowohl rassistisch und sprachlich als auch in den Lebensgewohnheiten. So merkwürdig es klingen mag, diese Bevölkerungsgruppe ist wie ein großer, kaum berührter Fremdkörper inmitten der an sich in zügiger Entwicklung begriffenen Staaten Peru, Bolivien und Ecuador. Diese Indios leben, wenn man von kleinen, gänzlich belanglosen Veränderungen absieht, noch wie zur Zeit der Inkakaiser vor Ankunft der Spanier. Ihre Ackerbaumethoden würden dem biblischen Altertum zur Ehre gereichen. Man pflügt vielfach noch mit Holzstücken und drischt Hirse mit den nackten Füßen, wohnt in fensterlosen Lehmhütten und webt selbst die Bekleidungsstoffe aus der Wolle der Haustiere (Llamas, Alpacas

und Schafe). Um das harte Höhenklima zu ertragen, nahmen diese Menschen fast alle das Laster des Cocakauens an. Sie vermehren sich mit erstaunlicher Fruchtbarkeit, so daß ihre Gesamtzahl jährlich um 3% wächst, obwohl die Ernährung sehr zu wünschen übrigläßt und die Kindersterblichkeit infolge des ungenügenden Gesundheitsschutzes sehr hoch ist.

Hinzu kommt, daß diese Menschen durchweg in gänzlich abseitigen Gegenden der Hochanden leben. Als die Spanier ins Land eindringen und die Eingeborenen versklavten, zogen diese möglichst weit weg von der Küste, um dort ihre alten Lebensgewohnheiten und auch noch eine ganze Weile ihre Freiheit erhalten zu können. Sie entzogen sich dem Einschmelzungsprozeß der spanisch-indianischen Vermischung (Mestizierung), gerieten aber letztlich doch unter die Herrschaft der Spanier, die ihnen ihre besten Böden wegnahmen, sie in die ärmsten Gebiete einpferchten und sich selber überließen. Der Anbruch der Unabhängigkeit brachte keine Änderung. So sind heute die 7 Millionen Indios, die noch ganz als solche leben, Wesen, die in unglaublicher Primitivität und Elend vegetieren, sei es als schlecht entlohnte Arbeitstiere der Großgrundbesitzer oder als noch stärker darbenende Kleinbauern in den indianischen Dorf- und Stammesgemeinschaften.

Wir stehen also vor einem sozialen Problem ersten Ranges. Es droht auch ein politisches Problem zu werden, denn die indianischen Gemeinschaften schritten schon vielfach zu gewaltsamen Landnahmen und Invasionen ihnen nicht gehörender Böden, ganz einfach, weil sie kein ausreichendes Ackerland und Weiden für ihre spärlichen Herden haben. Nackte Daseinsverzweiflung treibt diese Menschen in Peru und Ecuador allmählich in den Aufstand oder wenigstens in die Aufässigkeit, die natürlich die bestehende Ordnung bedroht. Älter noch als diese jüngsten Folgeerscheinungen ist die starke Abwanderung gänzlich ungelerner Indiobauern in die Großstädte des Küstengebietes, wo sie lediglich als Arbeitslose die Barriadas, die schrecklichen Elendsquartiere an den Stadträndern, überfüllen und neue soziale Probleme schaffen.

Darüber hinaus ist aber die Indiofrage auch ein wirtschaftliches Problem ersten Ranges. Solange diese weitaus stärkste Gruppe der Landbevölkerung nicht ausreichend Lebensmittel produzieren kann, müssen Länder wie Peru und Bolivien diese in immer größeren Mengen importieren. Solange die Indios kein ausreichendes Einkommen haben, um sich, wie bereits die Mestizenbevölkerung und die schon „integrierten“ Indios, wenigstens die einfachsten Konsumgüter leisten zu können, kann sich auch die einheimische Industrie kaum ausreichend ausdehnen und die Wachstumsrate erreichen, die wiederum zur Vollbeschäftigung führen soll. Soziologische, politische und wirtschaftliche Gründe machen also die allmähliche aber laufende Eingliederung dieser Indiobevölkerung in den eigentlichen Wirtschaftsprozeß ihrer Länder dringend erforderlich. Höher noch steht allerdings das humanitäre Gebot, über 7 Millionen Menschen aus Elend und Rückständigkeit zu befreien. Darum hat die Internationale Arbeitsorganisation in Genf und mit ihr der DGB dem Indianerproblem in wachsendem Maße Aufmerksamkeit geschenkt und die Arbeit begonnen, im Zuge derer ich 1960 nach Peru entsandt wurde. Alle an der Indiofürsorge beteiligten In- und Ausländer betonen jedoch immer wieder, daß erst eine echte Bodenreform mit ausreichender Landverteilung an die indianischen Stammes- und Dorfgemeinschaften (Comunidades) bleibende und sozial wirklich entlastende Lösungen bringen kann. Allen Widerständen zum Trotz sind solche Reformen in Bolivien bereits begonnen worden. In Peru und Ecuador ist diese Entwicklung nur eine Frage der Zeit.

Jef Rens, der stellvertretende Generaldirektor der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) in Genf, kann für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, die organisierten Arbeiter der freien Welt schon 1948 auf das große Elend unter den Indios des Hochlandes aufmerksam gemacht zu haben. Damals kümmerten sich die Regierungen Lateinamerikas noch sehr am Rande um dieses Problem, dessen ganze Größe wir uns nur klarmachen können, wenn wir uns vorstellen, daß etwa im Herzen Europas, auf drei Länder verteilt, noch mitten im zwanzigsten Jahrhundert restliche Stämme der Urbevölkerung unter mittelalterlichen Lebensbedingungen, in Not und Elend außerhalb des europäischen Wirtschaftsprozesses leben würden und die gesamte Kontinentalentwicklung aufhielten, ohne darüber ihre Nachbarn und ihre zuständigen Regierungen in Aktivität und Interesse zu versetzen!

In den Indiogebieten der Hochanden, so stelle Rens damals fest, sei keine „Unterentwicklung“, sondern seit fünfhundert Jahren überhaupt keine wesentliche Entwicklung zu verzeichnen. Die Zeit stand dort ganz einfach still. Aber das Elend und die Ernährungs-, Behausungs-, Gesundheits- und Erziehungsprobleme wuchsen ständig mit der zunehmenden Bevölkerung und verwandelten die Andenländer in soziale Druckkessel am Rande der Explosion.

Auf Anregung der ILO trat auf Betreiben von Rens 1949 eine Konferenz in Montevideo zusammen. Sie beschloß, daß praktische Arbeit für die Indios geleistet werden müßte. Man bildete eine entsprechende Kommission. Eine weitere Konferenz in La Paz, Bolivien, sprach sich 1951 für eine großangelegte Aktion zur allmählichen Eingliederung der sieben Millionen Indios in die volkswirtschaftlichen Abläufe ihrer drei Länder aus und führte zu einer eingehenden soziologischen und wissenschaftlichen Bestandsaufnahme durch die berühmte Sondermission des neuseeländischen Anthropologen Beaglehole, deren Kosten von der ILO getragen wurden. Beaglehole und seine Kollegen bereisten fast drei Jahre die Indiogebiete von Peru, Bolivien und Ecuador und kamen zu der Schlußfolgerung, daß sich das Problem nur als Ganzes, nicht aber nur auf Teilgebieten, wie z. B. die Erziehung der Jugend anpacken ließ. Man sprach von nun an von einem „integralen Vorgehen“ und richtete die ersten Versuchsprojekte entsprechend ganzheitlich aus. 1954-55 begann die Arbeit in Peru und Bolivien, 1956 in Ecuador. Das Programm der Internationalen Arbeitsorganisation, welche bekanntlich ein Glied der Vereinten Nationen ist, bekam schließlich die Bezeichnung „ANDEN-AKTION“ (in Lateinamerika „Acción Andina“). Die Tatsache, daß sich eine internationale Organisation, wie die ILO unter voller Hilfe aller weiteren Glieder der UNO, wie die UNESCO, UNICEF, der Sonderfonds usw. die Initiative in der Indiofrage ergriff, zwang die Regierungen Perus, Boliviens und Ecuadors dazu, dieser Angelegenheit endlich größere Aufmerksamkeit zu widmen. Und das ist der bisher wesentlichste Erfolg der Anden-Aktion: Sie gab den Anstoß und löste eine Bewegung aus, welche seitdem ständig an Stärke und Tatkraft zugenommen hat und auf bestem Wege ist, den sieben Millionen Indios der Anden wirklich einmal Entlastung zu bringen. Was bisher tatsächlich geleistet wurde, wiegt nicht so sehr wie eben der Umstand, daß heute das Indioproblem wirklich in den Vordergrund gerückt ist. Andererseits haben die Männer der Anden-Aktion praktische Vorarbeit geleistet, die jedem stärkeren Einsatz als Grundlage dienen kann und gerade darum auch als an sich bescheidenen Anfang volle Würdigung verdient.



Was die praktische Arbeit in Peru angeht, so hat die Anden-Aktion ihre ersten erfolgreichen Versuche der Eingliederung von Indios mit Hilfe der anthropologischen Abteilung der amerikanischen Cornell-Universität auf der Hacienda (Gut) Vicos im nordperuanischen Departement Ancash durchgeführt. Seele dieser Arbeit war der weltberühmte Höhenmediziner, Dr. Luis Alberto Monge, heute Hauptberater der peruanischen Regierung in allen indianischen Angelegenheiten. Ich hatte Gelegenheit, diesen gütigen, rüstigen und geistig außerordentlich frischen, 76 Jahre alten „Vater der Indios“ persönlich kennenzulernen und mich lange mit ihm zu unterhalten. Er vertritt die Auffassung, daß die Indios ein wertvoller und edler Volksteil sind. Nur durch Schuld und Nachlässigkeit der Regierung könnte es geschehen, daß Extremisten in den indianischen Gemeinschaften die Führung übernehmen, wie das schon in der Gegend von Cerro de Pasco passiert sei. Das Experiment in Vicos habe gezeigt, wie man die Indios sehr wohl aus ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Isolierung ihrer Entwicklungslosigkeit und duldsamen Passivität in kurzer Zeit herauslösen könne, wenn man tatsächlich nicht nur von einer Seite her, etwa nur von der Erziehung der Jugend, die Frage angehe. In Vicos habe die praktisch angewandte Kunde vom indianischen Menschen und seiner Wesensart, die sogenannte „Indianische Anthropologie“, eine überlegte Politik der praktischen landwirtschaftlichen Anleitung zu neuzeitlichen Anbaumethoden, verbunden mit Krediten, handwerkliche Ausbildung, Grundunterricht und -Erziehung, Gesundheitspflege, bessere Ernährung, Bau geeigneter, nicht aufwendiger Häuser, Verbesserung der Organisation der indianischen Stammesgemeinschaft an sich (man will sie allmählich aus ihrer alten, unwirtschaftlichen Form lösen und in genossenschaftliche Strukturen umgießen) und nicht zuletzt die Heranbildung von freiwilligen indianischen Helfern ganz klar den Weg gezeigt, der erfolgreich beschritten werden könne. Dort seien die Grunderkenntnisse gewonnen worden, die einerseits die praktische Arbeit in den Aktionszentren der Anden-Aktion in Chucuito, Camicachi und Taraco im Departement Puno, Cuyo

Chico im Departement Cuzco, Cangallo im Departement Ayacucho und Huayre im Departement Junin leiteten, andererseits aber auch den von der Regierung, respektive von ihrem Ministerium für Arbeit und indianische Angelegenheiten ausgearbeiteten „Plan zur Integration der Eingeborenenbevölkerung“ bestimmten.

Die Erfahrungen von Vicos hätten zur Koordinierung der nationalen und internationalen Anstrengungen und zu einer echten Zusammenarbeit der beteiligten nationalen Behörden geführt. Dr. Monge bedauerte lediglich, daß im peruanischen Staatshaushalt immer noch viel zu geringe Mittel für die Indianerintegration vorgesehen sind. Der entsprechende Posten stehe an 33. Stelle. Aber auch das werde einmal anders werden. Jetzt verfüge man sogar schon über besondere internationale und nationale Mittel zum Bau und zur Einrichtung einer Personalschule der Anden-Aktion in Huancayo, wo einheimische Handwerkslehrer und sonstige Experten für die verschiedenen Zentren ausgebildet werden sollen.

Dieser Schilderung der Arbeit der Anden-Aktion habe ich meinerseits wenig hinzuzufügen. Für die Gewerkschaften der freien Welt, die dabei helfen, ist die handwerkliche Ausbildung junger Indios in entsprechenden Schulen, die den genannten Zentren angegliedert sind, das Hauptanliegen geworden. Das erste Beispiel gaben die amerikanischen Gewerkschaften durch die Stiftung des Baues und der Einrichtung einer Handwerkerschule für Schreiner, Mechaniker und Automechaniker in Chucuito bei Puno. Danach hat der Deutsche Gewerkschaftsbund eine Schenkung der Einrichtung und der Gebäude für eine weitere Handwerkerschule der Aktion in Taraco vorgenommen. Um die entsprechenden Bauten einzuleiten, wurde ich 1960 nach Peru entsandt, wo ich auch in diesem Jahre wieder weilte, um der Eröffnung unserer Handwerkerschule beizuwohnen und eine weitere Stiftung des DGB für das Zentrum Taraco zu überbringen. Was ich dabei erlebte, werde ich im nächsten Artikel schildern.

Fotos: Internationale Arbeitsorganisation

Asche und Diamant

Verleih Neue Filmkunst Walter Kirchner

Wenn sich nach 105 Spielminuten dieses dritten großen Films von Andrzej Wajda – zuvor sahen wir von ihm „Die Generation“ und „Kanal“ – der Vorhang senkt, findet der Zuschauer nur mit einiger Mühe in die Wirklichkeit des Kinossessels zurück. Er hat hier einen Film gesehen, erlebt, wie man sonst nur einer gewaltigen Musik lauscht: atemlos, gebannt und ergriffen. Die Melodie war leidenschaftlich, impulsiv, pathetisch, stimmungsvoll, der Rhythmus hektisch, der Grundton verzweifelte Ironie. Das Spiel des Hauptdarstellers Zbigniew Cybulski, er gab den jungen Intellektuellen mit kraftvoller, sich nervös verzehrender Verve, paßte sich dem Stil des Films verblüffend gut an.

Es ist der 8. Mai 1945. In einer polnischen Kleinstadt wird das Ende des zweiten Weltkriegs gefeiert. Alle scheinen froh und hoffnungsvoll. Doch dies täuscht. Da ist z. B. Maciek, ein junger Intellektueller, der im Krieg Polen gegen Hitlerdeutschland verteidigt hat und nun im Frieden sehen muß, daß der Kampf im Innern des Landes zwischen den Parteien weitergehen wird. Ihm erscheint plötzlich alles Getane und noch zu Tuende sinnlos. Und doch kämpft er, tötet er wieder. Er hat von jung auf nichts anderes gelernt.

Bei einem Barmädchen findet er Liebe und hofft auf ein erfülltes Leben. Doch die Vergangenheit siegt. Er nimmt neue Befehle seiner Vorgesetzten, den Nationalisten, entgegen und tötet, um wenige Stunden später – Opfer eines Zufalls – von einer Milizstreife tödlich angeschossen zu werden. Er hatte einen nutzlosen Mord begangen, ist einen sinnlosen, zufälligen Tod gestorben, hauchte auf einem Schuttfeld wimmernd und keuchend sein rastloses, verlorenes Leben aus. In diesen letzten Szenen, Bildsequenzen von großer Faszinationskraft, veranschaulicht sich auf wenige Filmminuten zusammengedrängt die ganze Existenzphilosophie der Nachkriegsjugend auf zwingende Weise. Es gibt Stellen im Film, in denen man das satirische, zeitkritische Talent des Regisseurs spürt, und in der vorbildlich gewordenen Liebesepisode zwischen Maciek und Krystyna entdeckt man dann wechselartig einen neuen, zärtlicheren Wajda, einen liebenswerten Bild-dichter zwischen Tag und Traum.

Wajda ist relativ jung. Es ist mit noch Größerem zu rechnen. „Asche und Diamant“ indes sucht hierzulande vergeblich seinesgleichen.

Hans Plück



Filmsplitter

Gut gemacht

Dem ironisch gemeinten Slogan des Kritikers Joe Hembus „Der deutsche Film kann gar nicht besser sein“ stellte bei der Dortmunder Jugendfilmclub-Tagung der Präsident des Filmjournalisten-Clubs Berlin, Kurt Habernoll, die Frage entgegen: „Konnte unter den gegebenen geistigen und materiellen Bedingungen der deutsche Film überhaupt besser sein?“ Habernolls Ausführungen fanden bei der jungen, kritischen Hörschaft viel Aufmerksamkeit und Beifall. Weitere interessante Themen der Tagung:

Autor Werner Schmieding umriß die soziologische Situation des deutschen Films und Hans-Dieter Roos untersuchte zusammen mit dem französischen Filmjournalisten Charles

Ford die künstlerische Nachkriegsentwicklung des französischen Films.

Die Tagung, bis ins kleinste gut organisiert, gab ein treffliches Beispiel, wie die Jugend für den Film interessiert werden kann.

★

Endlich freigegeben

Der bisher zur Aufführung nicht zugelassene französische Film „Der kleine Soldat“ wurde jetzt von Frankreichs Informationsministerium für die Öffentlichkeit freigegeben. Der Film, der den Algerienkrieg kritisch beleuchtet, wurde bisher aus politischen Gründen zurückgehalten.

★

Hohe Auszeichnung

Dieser Tage wurde in Versailles der deutsche Plakatzeichner Hans Hillmann für vier Filmplakate mit dem großen „Toulouse-Lautrec-Preis“ ausgezeichnet.

Wichtige Entschlüsse

Auf der Jahresgeneralversammlung des Internationalen Verbandes für Filmarchive wurde das Deutsche Institut für Filmkunde in Wiesbaden-Biebrich zum Vollmitglied des Verbandes gewählt. Dadurch ist uns die Möglichkeit gegeben, aus allen Filmarchiven der dem Verband angeschlossenen Länder Filme für künstlerische, historische oder wissenschaftliche Zwecke anzufordern.

Max Lippmann, der Direktor des Wiesbadener Instituts begrüßte die Wahl um so mehr, als durch diese Mitgliedschaft eine Voraussetzung für den Aufbau einer deutschen Filmakademie gegeben sei.

29 Persönlichkeiten des kulturellen Lebens hatten in einer dem Bundesinnenminister übersandten Denkschrift die sofortige Gründung einer Film- und Fernseh-Akademie mit Sitz in Berlin angeregt. Am 10. August erörterte in Wiesbaden eine Vorbereitungskommission Einzelheiten über die zu gründende Akademie.

Nun auch in Deutschland

Orson Welles' filmischer Regie-Geniestreich, „Citizen Kane“, jüngst von der internationalen Filmhistoriker- und -kritikerelite zum besten Film der Welt gekürt, konnte auch bei seinem verspäteten Anlaufen hierzulande erste, wenn auch ungleich bescheidenere Lorbeeren einheimen. Die Evangelische Filmgilde hat ihn auf die Monatsbestliste für Juni gesetzt.

★

Keine Verfilmung von Mohammeds Leben

Der von einer amerikanisch-italienischen Gemeinschaftsproduktion geplante Film über das Leben Mohammeds wird nun doch nicht hergestellt. Obwohl das Drehbuch, von einem persischen Diplomaten geschrieben, eine verantwortungsbewußte Behandlung des Stoffes versprach, brach bei Bekanntwerden des Vorhabens unter den Islams eine solche Welle der Empörung aus, daß schon vor Drehbeginn die Arbeit an dem Film eingestellt werden mußte.

Das Auge des Bösen

Im Verleih der Nora-Film

Claude Chabrol, der sich mit nur zwei Filmen – *Le beau Serge* und *Les cousins* – einen allenthalben geachteten und oftgerühmten Namen machte, diesen dann durch kaum erwähnenswerte filmische Nachgeburten fast verspielte, schickt hier einen neuen Streifen über die Grenze, dessen Wertung dem Kritiker einiges Kopfzerbrechen bereitet.

Formal von gekonnter, wenn auch konventioneller Fertigung, entpuppt sich der Film schon bald als kaum einstuftbarer Wechselbalg aus kunstvoll ausgeloteter, im zwischenmenschlichen Bereich durchaus möglicher Problematik und grotesk falsch durchgeführter Vergleichsstudien über französische und deutsche Wesenseigenschaften und deren Beziehung zueinander. Die pathologischen Verstrickungen der Hauptperson, des mittelmäßig begabten französischen Journalisten Albin, dessen Monolog – die Geschichte wird aus der Erinnerung in Ich-Form wiedergegeben – uns interessante Einblicke in eine kranke Seele erschließt, die Momente voll düsterer Logik wurden unter Chabrols Anleitung zu faszinierenden Bildern.

Doch immer wieder sind diese durchsetzt von den schon erwähnten völkerrundlich-vergleichenden Bemühungen, die, so ganz der klicheehafteten Schwarz-Weiß-Malerei verpflichtet, im othelloähnlichen Mord des urgermanischen, gutmütigen deutschen Intellektuellen an seiner betrügerischen französischen Gattin ihren lächerlichen Höhepunkt finden. So wirkt der Film als Ganzes nicht überzeugend, zwingend und läßt einen nicht voll befriedigten Beschauerkreis zurück.

Chabrol, Mitstreiter einer jungen Regie-Garde, die, eigenwillig und allem Althergebrachten gegenüber kritisch, nur bei wenigen alten Regisseuren in die Schule ging, hat sich – so scheint's – diesmal am falschen Papa orientiert. An einem der herkömmlichen nämlich, die unter dem Motto „Geschäft ist Geschäft und Film auch“ kostspieliges Rohmaterial vergeuden.

Und Chabrol, aus den Kritikerreihen hervorgegangen, sollte wissen: Solange die Jungen schlechte Angewohnheiten der Alten übernehmen ist Papas Kino nicht tot! Der Regisseur hat in nächster Zeit einiges gutzumachen. Ein noch immer geduldiges Publikum gibt ihm gern Gelegenheit dazu.

H. P.



Nobi

Verleih Atlas-Film

Japans Filmindustrie, bei uns bis jüngst zur vielbeachteten Kriegs-Trilogie „Barfuß durch die Hölle“ eigentlich nur als Einrichtung bekannt, die, neben mittelmäßiger Unterhaltungsware, nur der künstlerisch bedeutenden Filmhistorie in Massenproduktion huldigt, exportierte mit Kon Ichikawas „Nobi“ einen Film über und gegen den Krieg, der alles auf diesem Gebiet bisher Dagewesene ohne viel Aufwand in den Schatten zu stellen vermag. Die fragwürdige Maßnahme der Filmbewertungsstelle Wiesbaden, die dem Werk vom Filmkünstlerischen her zwar eine absolute Größe bescheinigte, an der Zumutbarkeit seiner Aussage aber beträchtliche Zweifel anmeldete und ihm trotz Berufung nicht das Prädikat „besonders wert-

voll“ zugestand, hat Nobi zu einem sozialen und politischen Fall gemacht, der heftig diskutiert wird.

Der Film spielt im Frühjahr 1945 auf der Philippinen-Insel Leyte. Japanische Soldaten sind auf der Flucht vor der amerikanischen Armee und den gefürchteten Filipino-Partisanen. Sie wollen zum letzten Brückenkopf an der Küste, zu den Schiffen, die Rettung bedeuten.

Der lungenkranke Soldat Tamura schleppt sich durch den Dschungel. Weder im Lazarett noch in seiner Einheit wurde er aufgenommen. Für die Kameraden ist er ein unnützer Esser. Sie wollen nicht mit Arbeitsunfähigen teilen, was für sie kaum reicht. Im Lazarett, das mit Sterbenden und Schwerverletzten überfüllt ist, hat man ihn, den Tb-Kranken, abgewiesen. Tamura tötet einen Menschen, weil er um sein Leben fürchtet. Er, der gutherzige Mensch, hat einen wehrlosen Menschen getötet. Ihn graut vor sich selbst. Tamura zieht weiter, stößt auf einen Trupp japanischer Soldaten, zusammen finden sie zu einem größeren Zug fliehender Landsleute. Bei der nächtlichen Überquerung

einer strategisch wichtigen Straße werden sie von amerikanischen Panzern überrascht. Fast alle fallen im Kugelregen. Tamura ist einer der wenigen Überlebenden. Nur noch ein fast willenloses menschliches Wrack, hastet er weiter. Er hängt an seinem armseligen Leben.

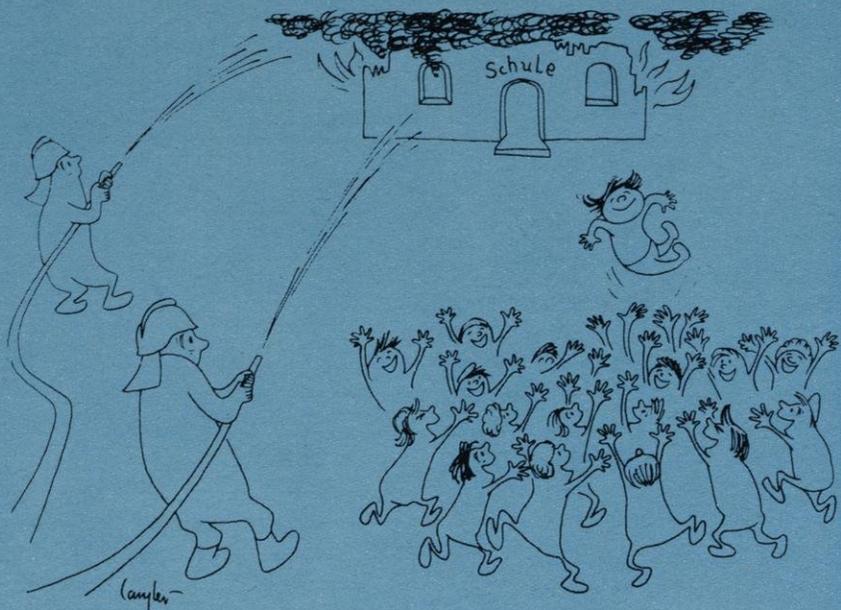
Dann trifft er zwei alte Bekannte und schließt sich ihnen an. Zu spät erkennt Tamura, daß beide, am Rande des Verhungerns, zu Kannibalen wurden. Erst als der jüngere der beiden den älteren getötet hat und sich nun über dessen Fleisch hermachen will, erschießt Tamura diesen reißenden Wolf, der einmal Mensch war. Ihn graut vor dieser letzten Möglichkeit der Selbsterhaltung. Und mit den erschütternden wie befreienden Sätzen: „Wo Feuer ist, müssen Menschen sein. Ich will sein, wo Menschen sind“, läuft er auf eine Rauchsäule in der Ferne zu. Doch hinter diesem Lockfeuer lauern feindliche Filipinos. Tamura stirbt unter ihren Kugeln.

Scheinbar teilnahmslos und reportagenhaft sachlich werden hier Episoden aus den letzten Lebenstagen eines japanischen Soldaten an-

einandergereicht, wird die Abwertung aller einmal gültigen menschlichen Werte vollzogen. Doch hinter dieser kühlen Sachlichkeit verbirgt sich eine leidenschaftliche Liebe zur Welt und zum Menschen, die indes um die Wirkungskraft der hier gewählten filmischen Form weiß und sich gern ihren Gesetzen beugt. Dadurch und durch den Verzicht auf übliche Effekte wird der Film noch sehenswerter, noch glaubwürdiger, wird sein Ruf unüberhörbar. Und das ist gut so. Denn dieser Ruf gilt uns allen. Wer seine Allgemeingültigkeit mit der Begründung, dies sei ein spezifisch asiatischer Film mit einer spezifisch asiatischen Problemstellung abtun will, lese einmal nach, was sich beispielsweise in der Nazizeit im Konzentrationslager Bergen-Belsen zugetragen hat, als mutige, für menschliche Freiheit und Gerechtigkeit zu letzten Opfern bereite Menschen, irrsinnig vor Hunger, nicht mehr wußten, was sie taten...

Man darf auf noch für diese Saison angekündigte japanische Filme ähnlichen Charakters gespannt sein.

H. P.



Wie Canzler es sieht

